

Christen heute

JUN
2025

DIE ALT-KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT IN DEUTSCHLAND
69. JAHRGANG · AUSGABE 2025/06

Tradition

- 3 Erfundene Traditionen
von Harald Klein
- 5 „Prüfet alles, das Gute
beholdet!“ – Tradition
auf Zukunft denken
von Anne Hensmann-Eßer
- 7 Traditionalismus –
Wenn der Glaube feststeckt...
von Michael Kehren
- 9 Der „gute Ton“ hat ausgedient!
von Francine Schwertfeger
- 12 Tradition und
Traditionsabbruch: Kirchen
und Arbeiterbewegung
von Christian Weber



Deutschlandticket spart Autofahrten

WAS KRITIKER OFT BEZWEIFELT haben, haben Marktforscher und Wissenschaftler vom *Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung* bestätigt: Das Deutschlandticket generiert kaum oder keinen zusätzlichen Verkehr – führt aber dazu, dass Autofahrten durch Fahrten mit öffentlichen Verkehrsmitteln ersetzt werden. 12 bis 16 Prozent aller mit dem Deutschlandticket unternommenen Fahrten sind demnach Fahrten, die vom Auto verlagert wurden. „Wichtig für die Umweltwirkung ist, dass es sich bei den verlagerten Fahrten im Schnitt um längere Strecken von etwa 30 Kilometern handelt“, schreiben die Autoren der Studie. Das spare pro Jahr, je nach Berechnung, zwischen 4,2 und 6,5 Millionen Tonnen CO₂-Emissionen. Zum Vergleich: Das entspricht etwa dem jährlichen Pro-Kopf-Ausstoß von 500.000 Deutschen. Unterm Strich bewerten sie das Deutschlandticket positiv. Es gebe einen „wichtigen Impuls für die Verkehrswende“.

„Sprachliche Abrüstung“ in Migrationsdebatte

JOCHEN OLTMER, MIGRATIONSFORSCHER der Universität Osnabrück, warnt in der Migrationsdebatte vor einer Verschärfung der Begriffe und der Argumente. „Es ist ein sprachliches Abrüsten gefragt, und dazu kann natürlich die Bundesregierung einen Beitrag leisten“, sagte er im WDR-Radio. Zurzeit werde Migration mit den Worten des früheren Innenministers Horst Seehofer (CSU) immer als „Mutter aller Probleme“ dargestellt. Es sei „sehr schwer“, aus dieser Spirale der Verschärfung von Maßnahmen und der Sprache wieder

herauszukommen. Ein Viertel der Menschen in Deutschland habe einen Migrationsbezug, erklärte der Historiker. Fachkräftezuwanderung sei zudem erwünscht. „Wir grenzen aber permanent in diesem Zusammenhang einen großen Teil der Bevölkerung aus“, kritisierte er. „Und das halte ich für ein sehr massives Problem.“

Ausbeuterische Schokolade

DER GROSSTEIL DER SUPERMARKTSCHOKOLADE in Deutschland wird laut einer Untersuchung der Entwicklungsorganisation *Oxfam* unter ausbeuterischen Bedingungen produziert. So bezahlten vier der größten Supermarktketten des Landes nur für weniger als vier Prozent der angebotenen Kakaoprodukte existenzsichernde Preise für die Kakaobauern. Nach einer Umfrage unter Kakaobauern in Ghana leben dort rund 90 Prozent der Bäuerinnen und Bauern in Armut und erhalten kein existenzsicherndes Einkommen aus ihrer Arbeit. „Wer hierzulande im Supermarktregal nach Schokokeksen oder Osterhasen greift, erhält zum Großteil Produkte, die unter Ausbeutung hergestellt sind“, so *Oxfam*-Referent **Tim Zahn**. Die Verantwortung für den Erhalt von Menschenrechten dürfe dabei nicht auf die Verbraucherinnen und Verbraucher abgeschoben werden. *Oxfam* fordert deshalb, die Unternehmen stärker dazu zu verpflichten, existenzsichernde Kakaopreise an die Produzenten zu zahlen.

Fairtrade gewachsen

DIE DEUTSCHEN HABEN IM VERGANGENEN Jahr mit 2,9 Milliarden Euro so viel wie nie zuvor für fair gehandelte Produkte ausgegeben. Das sind 13 Prozent mehr als im Vorjahr, wie

der Verein *Fairtrade Deutschland* mitteilte. Durchschnittlich 35 Euro im Jahr habe der deutsche Verbraucher pro Kopf für faire Lebensmittel und Handwerksprodukte gezahlt. „Fairtrade-Verkäufe entwickeln sich trotz der wirtschaftlich herausfordernden Lage sehr positiv“, sagte der Vorstand für Marketing, **Benjamin Drösel**. Der Absatz sei mit 5 Prozent so stark gewachsen wie seit vier Jahren nicht mehr. Der von rund 30 Mitgliedsorganisationen getragene Verein *Fairtrade* wurde 1992 gegründet, um benachteiligte Produzentengruppen im globalen Süden zu unterstützen.

Gegen Verunglimpfung von Bürgergeld-Empfängern

MIT EINER SOCIAL-MEDIA-KAMPAGNE #ZuhörenStattVerurteilen wendet sich der Berliner *Caritasverband* auf *Instagram* gegen das Verunglimpfen von Menschen, die Bürgergeld bekommen. Sowohl im Wahlkampf als auch während der Koalitionsverhandlungen hätten sich immer wieder Politikerinnen und Politiker in negativer Weise über Menschen geäußert, die auf Bürgergeld angewiesen seien, kritisierte *Caritas*-Direktorin **Ulrike Kostka**. Sie würden pauschal stigmatisiert, ohne nach den Gründen für den Bezug zu fragen. „So wird man den Ursachen von Arbeitslosigkeit nicht gerecht“, kritisierte Kostka. Mit der Instagram-Kampagne werde gezeigt, welche Notlagen dazu führen können, dass Menschen langzeitarbeitslos sind, und welche Wege es gibt, vom Hilfeempfänger zum Hilfegeber zu werden.

fortgesetzt auf Seite 35 ➔

Erfundene

Traditionen

VON HARALD KLEIN

AUSGERECHNET KOHLMEISEN SIND IN DER NEUEREN Forschung ein Paradebeispiel für Traditionsverhalten. Das *Max-Planck-Institut für Verhaltensforschung* hatte Mitgliedern eines Kohlmeisenschwarms beigebracht, auf eine umständliche und langwierige Weise an verriegeltes Futter zu kommen. Prompt setzte sich im ganzen Schwarm diese Vorgehensweise durch, auch wenn einzelne Meisen schon auf pfiffigere Tricks gekommen waren. Als jedoch die Forscher Kohlmeisen aus einer anderen Population dem Schwarm zuführten, änderte sich das Bild. Die Neuankömmlinge fühlten sich nicht an den hier herrschenden Status quo gebunden, schauten sich die Tradition wie auch ein Gegenbeispiel an und wählten den einfacheren Weg. Durch ihr Gruppenverhalten kippte dann in kurzer Zeit die alte Festlegung komplett und der gesamte Schwarm entschied sich neu.

Eine alte Geschichte

Tradition ist tatsächlich schon in der Tierwelt ein weitverbreitetes Phänomen. Es gibt eine Makaken-Gruppe auf japanischen Inseln, die anders als Artgenossen Früchte vor dem Verzehr im fließenden Wasser säubert und diese Esskultur von Generation zu Generation weiterreicht. Es gibt Orang-Utan-Gemeinschaften, die mit einem Stock gewohnheitsmäßig die Wassertiefe eines Flusses testen, bevor sie hindurchwaten. Orcas und Pottwale eignen sich über Generationen unterschiedliche Dialekte an, die ihnen Gruppenidentität und Vertrautheit ermöglichen. Elefanten praktizieren Trauer-Zeremonien, Esel erstellen Berührungsrituale, um Stimmungen und Gefühle austauschen zu können. In Wildschweinrotten baut sich oft eine

fast monarchische Gesellschaftsstruktur auf mit Vorrechten nicht nur für die Leitbache, sondern auch für „adlige“ Frischlinge.

Ganz ohne Zweifel lässt sich sagen, dass bei höher entwickelten Lebewesen in Sozialverbänden Traditionen zur Lebenswirklichkeit fest dazugehören. Sie dienen der Balance von Alt und Neu, von Anpassung und Innovation. Und folgerichtig ist auch für uns Menschen Tradition von Anfang an eine fundamentale Selbstverständlichkeit. Es gibt keinen Menschen, der ohne Tradition groß geworden wäre oder ohne die Auseinandersetzung mit ihr den Lebensweg finden könnte.

Nur umfasst die menschliche Tradition wesentlich mehr als die der Tiere: nämlich auch Fragestellungen und Wissen, Träume und Erzählungen, Welt- und Selbsterkenntnis. Tradition wird beim Menschen zum ausdrücklichen Objekt, kann gesichtet, kritisiert, angenommen oder abgelehnt werden. Allerdings hat intuitiv das, was tradiert und von der Allgemeinheit übernommen ist, einen Sympathievorsprung und bessere Chancen auf Bestand. Diese Beharrungstendenz wird auch dadurch verstärkt, dass die Nutznießer der alten, bisherigen Ordnung in jeder Gesellschaft ihren Teil dazu beitragen, dass sich möglichst wenig ändert. Manchmal kommt es in diesem Zusammenhang sogar dazu, dass Menschen eine ihnen nützliche Tradition aus dem Hut zaubern, erfinden. Um bestimmte Trends, Verhaltensweisen



Bild: Kohlmeise (Parus major), Von Luc Viatour. Aus Wikimedia Commons



oder Kaufgewohnheiten attraktiv zu machen, stellen sie diese als längst schon vorhanden und akzeptiert dar.

Ein neues Phänomen

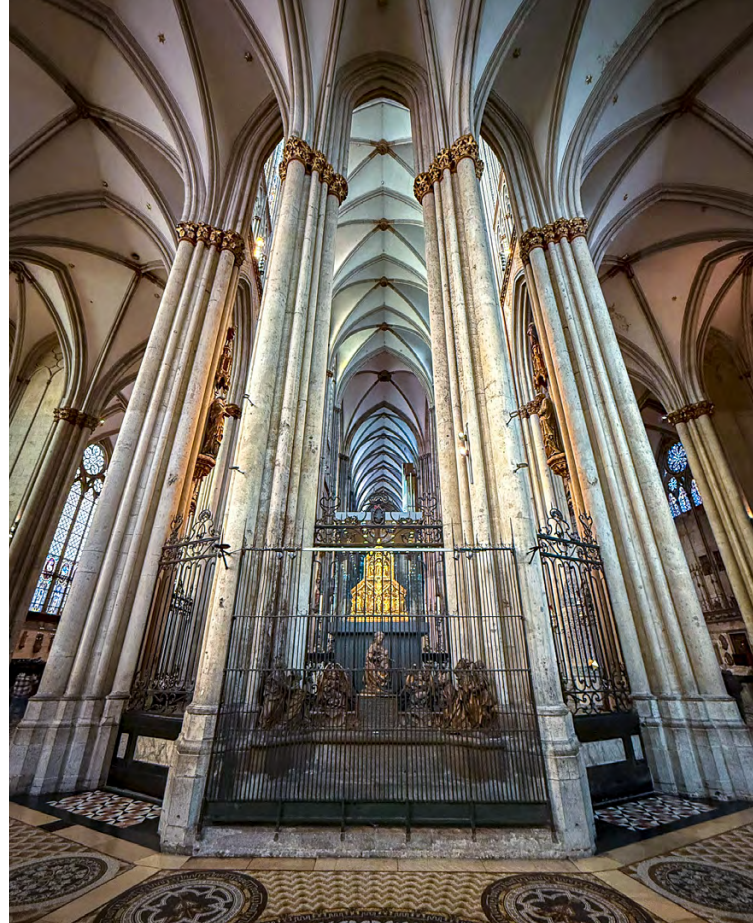
Die Sozialhistoriker E. Hobsbawm und T. O. Ranger haben 1983 erstmals dieses Phänomen erforscht und veröffentlicht. Auslöser waren ihre Erfahrungen im britischen Universitätsleben mit altertümlichen studentischen Ritualen, Kleidungsvorschriften und Einrichtungen. Menschen täuschen gern Traditionelles vor: Dirndl und Lederhose seien schon immer bairische Festkleidung gewesen, Schotentröcke alte Stammeskleidung. Mittelalterliche Stadtfeste werden frisch aus der Taufe gehoben, ein neuer Tanz (Sir-taki) wird filmisch präsentiert wie ein uralter Volkstanz. Die angeblich edle Tradition der italienischen Küche mit Wurst- und Käsesorten, alten Ölen, Weinen und Rezepten entstand in einer groß angelegten Tourismus- und Werbeaktion der 1970-er Jahre.

Spannend scheint mir die Frage, ob es solch „erfundene Traditionen“ auch im religiösen oder kirchlichen Bereich gibt. Wer nachschaut, wird schnell fündig. Islamistische Gesellschaften schreiben Frauen zum Beispiel den Gesichtsschleier vor und behaupten seine alte Tradition; in Wirklichkeit ist er eine salafistische Neuerfindung vom Ende des 20. Jahrhunderts. Und auch im Christentum hat manch kecke Geschichtsfälschung dazu gedient, bestimmte Regeln und Denkweisen durchzusetzen oder sich Geldquellen zu erschließen.

Was zuzugeben ist

Mir fallen die goldenen Schreine im Kölner Dom ein, die für Wallfahrten und Kollekten sorgten, weil sie angeblich die Gebeine der Drei Könige beinhalten. Mir fallen die vielen Holzsplitter ein, die weltweit in Kirchen und Klöstern als Anziehungspunkte dienen und als Teile vom originalen Kreuz Jesu dargeboten werden. In Rom bekommt man die „echten“ Bretter des Bethlehemstalls präsentiert und in Jerusalem die Fußabdrücke, von denen aus Jesus in den Himmel auffuhr. Fingierte Tradition. Und genauso sind auch Glaubenssätze, Welt- und Moralvorstellung, Lebensregeln nachträglich mit schräger Historizität begründet worden. Sakramente, Riten, Rang und Würden wurden mit Worten oder Taten Jesu nach Jahrhunderten fein verknüpft und sanktioniert.

Begonnen hat es sogar schon in den Evangelien, wo Jesus ein weltweiter Taufbefehl einfach zugeschrieben wurde. Die Worte, die er eventuell beim Letzten Abendmahl gesagt haben könnte, wurden und werden noch heute wie ein wörtliches Zitat behandelt. Frauen wurden in der Kirchengeschichte konsequent von Weihen und höheren Ämtern



Dreikönigenschrein im Kölner Dom. Von José A. Caraballo, bearbeitet durch John Grantham. Aus Wikimedia Commons

ausgeschlossen, weil Jesus und auch Paulus das angeblich so gesehen hätten. Bis hin zu Dogmen von Jungfrauengeburt, Erbsünde, Mariä Himmelfahrt und eucharistischer Substanz-„Verwandlung“ hat es Verankerungen des Angezielten in früherer Geschichte gegeben.

Es sind im Sinne der Sozialhistoriker „erfundene Traditionen“; ich würde hier aber die Bezeichnung „konstruierte Traditionen“ vorziehen. Jedenfalls sind es Traditionen, die gewünscht, gewinnversprechend und dem Zeitdenken naheliegend waren, aber eben nicht historisch abgedeckt. Da ist dann die große Frage, welchen Wert sie haben und ob sie heute nicht einfach gestrichen werden sollten. Wo Kaiser und Fürsten Einfluss nahmen, wo Liturgie den Anstrich des Mysteriösen und Klerikalen bekam, wo Päpste und Bischöfe den Glauben als Tresor formten, da war doch die wirkliche Tradition Jesu oft reine Nebensache. Haben Überlieferung, Regelwerk und Brauchtum dann nicht weitgehend ihre Berechtigung verloren?

Der Blick nach hinten und nach vorn

Ich möchte zur Vorsicht mahnen: Tradition pauschal abzuwerten ist unsinnig. Auch mit falscher Ableitung begründete, „konstruierte“ Traditionen verkörpern manchmal Werte und beinhalten Positives. Wir brauchen unsere kirchlichen Traditionen. Aber sie sind keine Selbstläufer.

Der Blick nach hinten darf nicht servil oder verbohrte sein. Tradition muss offen sein, auch für Kritik und Neuansatz. Immer neu muss eruiert werden, was Jesus beabsichtigte, was sein Menschenbild und Zukunftsbild war. Immer wieder müssen die Sprache der Zeit und die Nähe der Menschen gefunden werden. Traditionen sind wichtig, vermitteln den Menschen oft insgesamt einen Hintergrund des Lebens und eine Chance auf Geborgenheit. Aber sie sind nicht zeitlos, gehören immer wieder auf den Prüfstand.

Statt ungeprüfter oder erfundener Traditionen schwebt mir für unsere heutige Zeit und die heutige Wirklichkeit von Kirche eine „erwachsene Tradition“ vor, eine, die sich nicht vor Ehrlichkeit und Diskussion scheut, die nicht plump patriarchalisch daherkommt. Mir schwebt eine

„erlöste Tradition“ vor, die auf Kirche und auch auf sich selbst mit Leichtigkeit und mit einem Lächeln schauen kann, statt mit Verbissenheit. Die Sprache der Menschen ändert sich, das Denken und Vorwissen der Menschen ändert sich und auch das, was sie nötig haben. Kein Dogma bleibt unverrückbar, kein System, keine Liturgie. Menschlich, träumerisch, hoffnungsfroh muss unser Umgang mit Überliefertem sein. Wo Nutznießer alter Stände und Strukturen die immer neue Zukunft verhindern wollen, muss ihnen deutlich entgegengetreten werden. Ohne Innovation ist Tradition sinnlos. Das Alte ist erst dann wirklich geschätzt, wenn es ins Neue weitergeführt wird. ■

Dekan i. R. Harald Klein ist Mitglied
der Gemeinde Rosenheim



„Prüfet alles, das Gute behaltet!“ – Tradition auf Zukunft denken

Gedanken zum 1. Thessalonicherbrief 5,21

VON ANNE HENSMANN-ESSER

DIE MEISTEN MENSCHEN denken bei „Tradition“ an Althergebrachtes, etwas, das schon lange gilt oder schon immer so war oder gemacht wurde. Nur wenige werden beim Wort „Tradition“ an Zukunft denken. Dabei liegt genau das in der ursprünglichen Bedeutung des

Begriffes. *Tradieren*, vom lateinischen *tradere*, meint nämlich „übergeben“; Wissen, Erfahrung, Werte, alles, was wichtig erscheint, damit zukünftige Erwachsene ihr Leben gestalten und bestehen können. Dazu muss ich mich mit dem, was ich weitergeben will, auseinandersetzen und mich vielleicht

auch von Liebgewordenem trennen, es zurücklassen, weil es den Weg in die Zukunft behindert oder gar verbaut. „Prüfet alles...!“

Genau das haben die alt-katholischen Mütter und Väter in den Jahren vor und nach dem 1. Vatikanischen Konzil 1870 getan: Liturgie, Kirchenverfassung, die Lebensweise der Geistlichen..., vieles von dem, was bis dahin für lange Zeit unaufgebbar schien, wurde auf Herz und Nieren geprüft. Wer die Protokolle der ersten Alt-Katholiken-Kongresse liest, erfährt von hitzigen Diskussionen, mitunter harten Debatten und manchem Streit: So einig sich die Gründungsmütter und -väter darüber waren, dass sich etwas ändern müsse, wenn Kirche auch in Zukunft Menschen geistliche Heimat sein sollte, so wenig einig waren sie sich in manchen Punkten über das, was sich ändern müsse und in welche Richtung es gehen könnte. Geholfen hat in manchem Streit der Gedanke daran, dass Kirche auch in Zukunft ein Ort sein sollte, in dem Menschen sich beheimaten und verankern können.

In Zeiten großer Veränderung und/oder Ungewissheit hilft uns der Blick auf Vertrautes, suchen wir die Konstanten in unserem bisherigen



Bild: Midjourney mit Prompt von John Grantham



Leben. Das war und ist in der Kirche nicht anders. In eine solche Situation hinein schreibt Paulus seinen ersten Brief an die Gemeinde in Thessalonich: Die noch junge Gemeinde ist im Umfeld einer quirligen Hafen- und Handelsstadt entstanden, einem Schmelztiegel der Kulturen, in dem um menschliches wie gemeindliches

der jungen Gemeinde in Thessalonich damals, also etwa um 50 unserer Zeitrechnung, unserer heutigen Situation gar nicht so unähnlich. Aber anders als wir heute hatte die Gemeinde noch gar nicht so viel Wissen und Erfahrung, auf das sie zurückgreifen konnte: Ihr Glaube, ihre Religion, war erst im Werden.

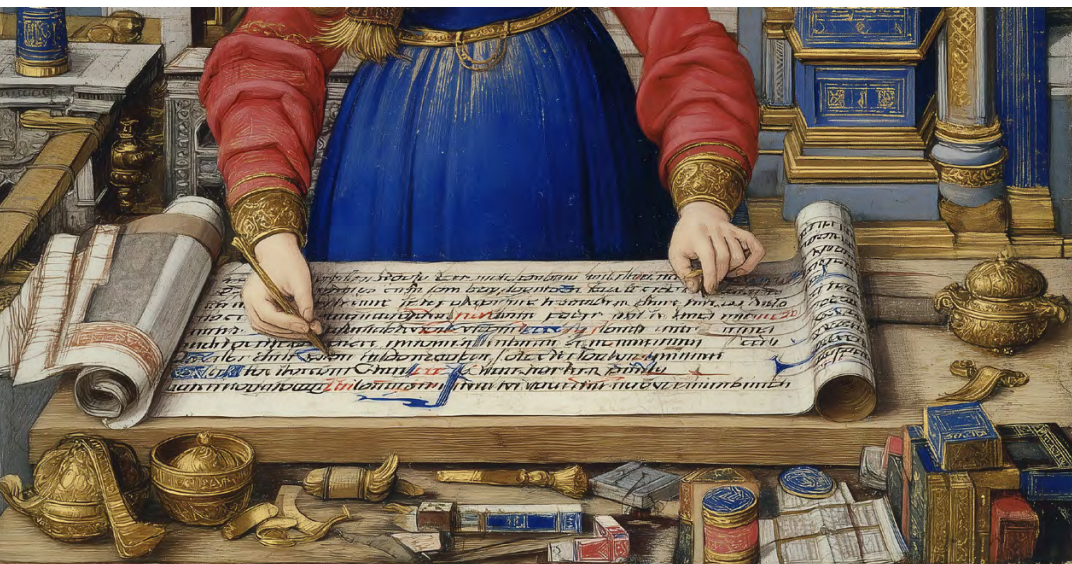
das Gute behaltet!“ Diese Aufforderung richtet sich keineswegs nur an die Gemeinde in Thessalonich oder an theologische „Profis“. Sie ist Aufgabe (und große Chance) jedes einzelnen Christen, jeder einzelnen Christin.

Gerade in unserer alt-katholischen Kirche wird immer wieder auf die Kompetenz aller Gläubigen hingewiesen, darauf, dass jeder und jede Einzelne sich mit allem Wissen und allen Fähigkeiten einbringen soll, Kirche zu gestalten. Wie gehen wir mit dieser Aufgabe und Chance um? Und was braucht es, damit wir alle, gemeinsam und jede(r) für sich, sie wahrnehmen können? Werden wir nachwachsenden Generationen eine Kirche hinterlassen, in der sich Menschen geistlich beheimaten und einander im Glauben tragen können? Was werden wir tradieren, weitergeben? Und *wie* werden wir es weitergeben?

Ein erster Schritt, Tradition auf Zukunft hin zu denken, wäre das vertiefte Kennenlernen dieser Tradition. Da gibt es so viel zu entdecken: biblisch, kirchengeschichtlich, spirituell... Ein Zweites wäre der Austausch mit anderen auf diesem Weg: in der eigenen Gemeinde, mit anderen Gemeinden, anderen Kirchen und Religionen. Ein Drittes wäre dann das, was kirchliche Tradition als Zeugnis bezeichnet, oder moderner gesprochen: sich zu trauen, von den eigenen Erfahrungen, Zweifeln, Fragen und Hoffnungen zu erzählen.

So könnte der Rat, den der Apostel Paulus seiner Thessalonicher Gemeinde gibt, auch bei uns auf fruchtbaren Boden fallen und vielleicht eine neue oder wiederbelebte Tradition auf Zukunft hin werden. ■

Anne Hensmann-Eßer ist Theologin und Familientrauerbegleiterin. Sie arbeitet in der geistlichen Begleitung des theologischen Fernkurses



Miteinander gerungen werden muss. „Prüfet alles, das Gute behaltet!“, gibt Paulus in dieser Situation der Gemeinde mit auf den Weg.

Alles zu prüfen, erfordert die Bereitschaft, zuzuhören, verstehen zu wollen, sich auseinanderzusetzen, es setzt voraus, andere Menschen in ihrem Sosein wahrzunehmen und zu respektieren. Ebenso verlangt dieses „Prüfet alles...!“ die Kenntnis des Eigenen, die Auseinandersetzung mit den eigenen Gepflogenheiten und gegebenenfalls die Bereitschaft zur Veränderung. Wer das je Eigene nicht kennt, kann sich nicht dafür einsetzen und es, falls notwendig, nicht verteidigen.

Noch schwerer wiegt, dass dort, wo die Kenntnis und Auseinandersetzung mit dem eigenen Glauben, den eigenen Werten schwindet, eben auch immer weniger weitergegeben werden kann an nachfolgende Generationen. So gesehen war die Situation

Zurückgreifen konnten die Menschen damals in ethischen und religiösen Fragen auf das, was sie entweder aus dem jüdischen Glauben oder aus anderen religiösen Strömungen ihrer Zeit kannten. Dazu kam, dass sie noch intensiv in einer Phase der Naherwartung lebten, also von der Annahme ausgingen, sie würden das Ende der Welt und das Wiederkommen Christi miterleben.

Heute können wir, auch in unserer kleinen alt-katholischen Kirche, auf einen reichen Erfahrungs- und Wissensschatz zurückgreifen, sind in der Lage, Entwicklungen nachzuzeichnen, Scheitern zu erklären und uns in ökumenischer Verbundenheit mit einer Vielzahl christlicher Positionen theologisch und spirituell auszutauschen, zu diskutieren, voneinander zu lernen. Gleichzeitig nehmen religiöses Wissen, gelebte Glaubenspraxis und spirituelle Verbundenheit ab. „Prüfet alles,

Traditionalismus – Wenn der Glaube feststeckt...

Von Amish People und katholischem Traditionalismus

VON MICHAEL KEHREN

WER DURCH DAS *PENNSYLVANIA DUTCH COUNTRY* an der US-amerikanischen Ostküste reist, begegnet ihnen fast unweigerlich: den *Amish People*. Auf Tretrollern oder in ihren schlichten Pferdewagen, in gedeckter Kleidung mit Strohhut oder Haube prägen sie das Bild der Region. Die Amish leben bewusst zurückgezogen von der modernen Welt – ohne Fernsehen, ohne Auto, ohne (fremden) Strom. Ihr Leitbild ist dabei die paulinische Mahnung: „Passt euch nicht dieser Welt an“ (Röm 12,2).

Für viele Touristen wirkt dieser Lebensstil wie ein romantischer Ausflug in eine vermeintlich heile Vergangenheit – geprägt von Gemeinschaftssinn, Einfachheit und Nachhaltigkeit. Doch bei aller Faszination für das Leben wie anno dazumal: Die Amish sind eine konservativ-fundamentalistische Glaubensgemeinschaft, die auf klare Regeln, Gehorsam und Abschottung setzt. Wer sich nicht an die Ordnung hält, wird sozial sanktioniert, im Extremfall sogar aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Gleichberechtigung von Frauen? Kritik an einer wörtlichen Bibelauslegung? Das darf nicht sein.

Ein solch starres Festhalten an Formen, Regeln und Bräuchen findet sich nicht nur bei den Amish, sondern auch innerhalb des katholischen Christentums. Hier freilich nicht auf die wortwörtliche Bibelauslegung, sondern auf das Traditionsverständnis bezogen: Erinnerungen an Bilder von Kardinal Burke mit meterlanger *Cappa magna* (ein barockes bischöfliches Schleppengewand), etwa bei feierlichen liturgischen Anlässen in Rom, wirken weniger wie gelebter Glaube als wie historisierende Inszenierungen. Und doch sind sie aktuell.

Traditionalismus und lebendige Tradition

Aber worin liegt der Unterschied zwischen einer lebendigen kirchlichen Tradition und einem Traditionalismus,

der Glaubens- und Ausdrucksformen von einst festschreibt? Im besten Sinne meint Tradition die lebendige Weitergabe des Evangeliums durch die Zeiten hindurch – nicht als wörtliche Wiederholung, sondern als kreativ-treue Übersetzung in neue Kontexte und Zeiten. Sie ist Teil des (alt-)katholischen Selbstverständnisses, das

auf Schrift und Tradition beruht. Tradition darf wachsen, sich wandeln und in neuen Sprachen und Formen erscheinen, solange ihr innerer Kern – Gottes Liebe und Jesu Botschaft – erhalten bleibt.

Ein verengter Blick auf die Tradition hingegen verwechselt Form mit Inhalt und wird zum Traditionalismus. Er klammert sich an äußere Gestaltungen – sei es an eine bestimmte liturgische Sprache, an Kleidungs Vorschriften oder an ein moralisches Regelwerk – und erklärt sie für unantastbar. So wird aus dem Beten mitunter ein Ablesen, aus dem Feiern ein Absolvieren. Oft wird dabei vergessen, dass diese Formen selbst einmal neue Antworten auf frühere Herausforderungen waren. Aus einem lebendigen Glauben wird so im schlimmsten Fall ein steinernes Denkmal.



Traditionalismus zeigt sich auch dort, wo bestimmte moralische Haltungen radikal und zugleich angstvoll vertreten werden – etwa die Ablehnung homosexueller Lebensformen oder ein starres Familienbild (Stichwort: neurechte „Trad wife“-Bewegung). Solche Haltungen berufen sich auf Tradition, sind aber oft lediglich Ausdruck spießbürgerlicher Kultur der Vergangenheit. Wenn moralische Normen so rigoros vertreten werden, dass das biblische

Foto: Zwei amische Männer mit einem kleinen Pferdewagen. Von pxhere.com





Kardinal Burke in der Cappa Magna / Nadacia Slovakia Christiana

Gebot der Nächstenliebe kaum mehr durchscheint, verfehlt der Glaube sein eigentliches Ziel.

Die Herausforderung besteht darin, den Glauben treu und zugleich offen zu leben. Nicht jede überlieferte Form bewahrt auch automatisch den Geist des Evangeliums. Und nicht jede Veränderung bedeutet Verlust. Vielmehr ist die Fähigkeit zur Unterscheidung gefragt: Was bewahrt den Glauben in uns und unserer Zeit lebendig – und was lässt ihn zum Museumsstück werden?

Um es in einem Bild auszudrücken: Traditionalismus ähnelt einem Klavierschüler, der sich streng an die Noten hält, jeden Ton korrekt trifft – aber ohne inneres Gespür für das Stück. Tradition hingegen lebt wie eine erfahrene Musikerin, die das Stück nicht nur kennt, sondern interpretiert – und so das Werk fortentwickelt und lebendig hält.

Gegen die Wagenburg

Gerade in einer Zeit, in der sich viele Menschen von der Kirche entfremden, kann die Antwort nicht in ängstlicher

„Wagenburg-Mentalität“ des „heiligen Restes“ bestehen. Was es braucht, ist eine Kirche mit Weitblick und Herz, die weiß, woher sie kommt – und mutig fragt, wohin sie gehen will.

In dieser Kirche müssen Traditionen wertgeschätzt werden, ohne die Botschaft des Glaubens auf ihre Form zu verengen. Auch traditionelle Formen, von denen jede*r sicherlich die ein oder andere lieb gewonnen hat, haben ihren Platz, solange deutlich wird, dass sie nicht der Kern unseres Tuns und Glaubens sind. Dabei sollten wir einander erinnern, dass Kirche vor allem dann glaubwürdig ist, wenn sie

den Geist der Freiheit und Liebe atmet und ein Ort für alle und für alle Zeiten ist.

Der Glaube ist dann kein Museum, sondern ein lebendiges Geschenk, mit dem wir in unserer Zeit *leben*, uns auf die Menschen heute *zubewegen* und Zeug*innen von Gottes Liebe *sind*. Dass ein solches alt-katholisches Verständnis der Tradition aus Enge und Angst in Weite und Freiheit führt, habe ich selbst so erfahren als Mensch, Christ und Priester. In Dankbarkeit spüre ich die Größe dieses Geschenks mehr als je zuvor und lebe die Freiheit, Traditionen zu ehren, ohne sie zu absolut zu setzen. Es ist ermutigend zu wissen: Wir alt-katholischen Christ*innen dürfen Fragen stellen, Veränderungen wagen und dennoch am Geist Jesu und an seiner ungeteilten Kirche Maß nehmen – nicht um das Gestern zu suchen, sondern um das Heute zu gestalten und mit Gott ins Morgen zu gehen. ■

Michael Kehren ist Priester im Ehrenamt in der Gemeinde Köln

Hintergrundbild: Midjourney mit Prompt von John Grantham



VON MICHAEL LEHMLER

das alte geht
endgültig

das neue kommt
unausweichlich

segne den rück-
und den ausblick

lege dank
in mein herz

heile das
vergangene

erhelle
das morgen

und stärke uns
für das heute

Michael Lehmler ist römisch-katholischer Priester in Köln

Tradition zwischen Bereicherung und Belastung

VON RAIMUND HEIDRICH

DER HINWEIS AUF TRADITIONEN ist ambivalent. Vielleicht wird man auf bereichernde Traditionen neu aufmerksam, die es zu bewahren gilt. Vielleicht wird stattdessen deutlich, dass man schon längst eine Tradition abstreifen sollte, die man als Fessel empfunden hat, um einen Neuanfang zu wagen.

„Tradition“ können wir mit Überlieferung, Weitergabe übersetzen. Überlieferung geschieht schon am Lebensanfang durch die Vererbung, indem Mutter und Vater ihre Gene an ihre Kinder weitergeben. Dazu kommt die kulturelle Tradition, die durch die Erziehung und die prägenden Umstände weitergegeben wird. Ohne die genetischen und die kulturellen Traditionen sind wir Menschen gar nicht lebensfähig. Nachkommen

übernehmen Traditionen von ihren Eltern, später von Erzieher*innen, Lehrer*innen und anderen und sind zugleich neugierig und offen für Neues; auch das ist Bestandteil von Tradition.

Tradition (oder auch deren Überwindung) zeigt sich schon früh, z. B. bei der Wahl der Namen der Kinder, wie man sie kleidet und welche Geschichten man ihnen erzählt, wie man Geburtstage feiert und die großen Feste wie z. B. Weihnachten und Ostern. Die prägende Schönheit der Traditionen wird schon früh zur Bereicherung für ein ganzes Leben; sie gilt es als Schatz zu hüten. Fremde Traditionen sollten wir überhaupt erst einmal kennenlernen und würdigen und nicht reflexartig ablehnen. Zugleich wäre es gewiss auch besser, die eigene

Tradition nicht vorschnell jeder beliebigen Modeströmung zu opfern.

Damit Traditionen lebendig und echtes Brauchtum bleiben können, müssen sie der Zeit entsprechend weiterentwickelt werden, sonst erstarren sie, sonst werden sie museal und sagen den Menschen nichts mehr. Vielleicht reicht es ja schon aus, einige Teile zu verändern, sodass die alte Tradition mit einigen Überarbeitungen und Anpassungen im Kern doch noch übernommen werden kann.

Wenn aber Traditionen, eventuell sogar die ersten, familiären, gar nicht so positiv erlebt worden sind, sondern eher als eine Belastung und eine Fessel, vielleicht sogar als traumatisch für das ganze Leben, dann gilt es natürlich, sich davon zu befreien. Aber es dürfte ein langer Prozess der Reflexion und der Suche nach Alternativen sein, um die negativen Prägungen zu überwinden. Vielleicht ist mutmachende professionelle Hilfe nötig. ■

Raimund Heidrich ist Mitglied der Gemeinde Dortmund



Der „gute Ton“ hat ausgedient!

Betrachtung über das Grüßen früher und heute

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

DIE GUTE ALTE TRADITION – ES SIND WOHL nur noch die älteren Semester unter uns, die sie seufzend vermissen oder hilflos spötteln, wenn sie nicht mehr, wie einstmals noch üblich, von einer Versicherung o. ä. mit „Sehr geehrte Frau.../sehr geehrter Herr...“ angeschrieben werden; heute heißt es kumpelig auch zu dem 84-Jährigen: „Hallo Herr W., wir freuen uns, dir unsere neue Preiserhöhung vorstellen zu dürfen.“

Das skandinavische „Du“, das es früher nur bei Ikea gab und einen erfrischenden Umgang auf Augenhöhe statt „Der Kunde ist König!“ symbolisieren soll, ist penetranter

Bestandteil vieler schriftlicher Anliegen geworden, die sonst die urdeutsche Bürokratie weiteratmen. Wer das unverschämt findet (was es im Wortsinn ja auch ist), ist „von gestern“.

Heute kann man froh sein, überhaupt noch begrüßt zu werden. Der allgemeine Trend zum Nichtgruß wird sicher auch im Schriftverkehr bald Einzug halten, denn man geht ja mit der Zeit. In unserer Familie wurde ein Buch mit edlem Deckel und Goldschnitt weitervererbt: „Der gute Ton“. Es wäre heute etwas für heitere Lektüre im heimischen Keller, wo einen niemand lachen hört. Bei mir steht es zur Zierde, ein Blumentopf ist damit heute nicht mehr zu gewinnen.

„Der gute Ton in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben“ aus dem Jahr 1882, verfasst von dem Berliner Verleger Franz Eberhard, befasst sich u. a. auch mit dem richtigen Grüßen. Man berücksichtige: Es war das militaristische Kaiserreich, man knallte die Hacken zusammen mit Verbeugung oder militärischem Gruß der Herren. Ein Hut



sollte mit der Öffnung nach innen am Oberschenkel gehalten werden und nicht etwa mit der Öffnung nach oben, „als wolle der Grüßende Almosen einsammeln“. Sodann beschreibt Eberhardts „Guter Ton“ die knifflige Verbeugung für die Dame von Welt, die „mehr als eine bloße Verbeugung“ sei:

Es ist jene tiefe Neigung des ganzen Körpers, die aus einer eigenthümlichen Beugung der Kniee hervorgeht und gelernt und mit Fleiß einstudirt sein will. Wer das nicht in der Tanzschule gelernt hat, mag es vor dem Spiegel sorgfältig üben, denn es ist keine Frage, dass diese Verneigung, wenn sie graziös ausgeführt wird, dem Körper eine unbeschreibliche Anmuth verleiht.

Auf der Straße ging es so:

Im Vorüberschreiten hat die Dame sich gar nicht zu verneigen, sondern nur den Kopf zu senken, was als völlig zufriedenstellender Dank und Gegenruß gilt. Nähere Bekannte darf sie mit einer freundlich winkenden [!] Miene auszeichnen.

Welche Dame von Welt freut sich heute nicht, durch die Aufstände der 68er dem bräsigen „Frolleichen“ entronnen zu sein: „Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren“ wurde von ihnen gründlich ausgelüftet. Sollte dann Corona hier ein Übriges getan haben? Jugendliche kommen in Jogginghose vom Bett direkt in die Schule geschlurft, spart Zeit, ist eh alles egal. Selbst Nachbarn gehen auf Grüßen hin mit stierem Blick geradeaus oder auf ihr Smartphone an mir vorbei.

Der Verfasser des „Guten Ton“ preist derweil die englische Sitte, dass die Damen zuerst grüßen – ein Unding in deutscher Tradition.

Das hat ohne Frage sein Gutes [...] Ein gespendeter Gruß erfordert immer einen Dank, und mag dieser noch so kurz und kalt ausfallen, er muß erfolgen, der Grüßende mag sein, wer er will. Es wäre der Dame aber vielleicht sehr viel angenehmer gewesen, wenn sie den Dank hätte sparen können, d. h. wenn der betreffende Herr sie nicht gegrüßt hätte; es liegt ihr vielleicht gar nichts an dem Grusse [...]“

Gut kombiniert! Bloß leider dem Gegenüber auch nicht. Es gilt also heute die große Ehrlichkeit statt der Etikette.

Für Herren gilt bei Damenbegegnungen auf der Straße im Übrigen:

[...] so ist es unschicklich, dieselben während des Grüßens scharf anzublicken, was seinem Begleiter, der dieselben kennt, in höflicher Weise gestattet, vielleicht sogar geboten ist.

Das klingt ja schon fast modern! Sehen wir uns doch heute auf dem Gehweg nebeneinandergereichten Personen gegenüber, die uns mit fixierendem Blick wie im Wilden Westen (wer zuerst runterschaut, hat verloren!) nötigen wollen, auf die Gosse auszuweichen. Ich empfehle hier folgende Erwiderung auf den neumodischen Ton der 20er-Jahre unseres Jahrhunderts: Gelassen die Spur halten mit gestählter Schulter – zuletzt wird sich einer zur Seite wenden, um ein knappes Vorübergehen aneinander ohne Anrempleln zu ermöglichen.

Vielleicht ist ja ein putziges Highlight, Folgendes bei der Begrüßung des Chefs mit Handschlag auszuprobieren – Zitat „Der gute Ton“:

Was vermag nicht die Liebe mit einem warmen Händedruck auszusprechen. Wenn der Mund auch nicht sprechen, das Auge nicht zu einem Liebesblicke erhoben werden darf, der Druck der Hand ergänzt Beides, er spricht alles aus, was Mund und Auge verschweigen müssen. – Aber auch für die gegentheiligen Gefühle des Herzens ist der Händedruck ein sicherer Maßstab. Ein Berühren der Hand kann eine so völlige Gleichgültigkeit, eine so abstoßende Kälte, einen so eisigen Hohn ausdrücken, dass wir uns förmlich durchschauert fühlen und tausendmal wünschen, die Handreichung wäre lieber unterblieben.



Tja, liebes Publikum, dieser nuancierte Feinsinn fehlt uns heute wohl. Vorbei die Zeiten des kalten schlaffen Fischhändedrucks oder der knackenden Knöchel bei einem herzhafteren Willkommensbeweis. Heute sparen wir uns all diesen überflüssigen Blödsinn. Tradition hat ausgedient und verliert sich von selbst, wo auch nicht mehr miteinander gesprochen wird. Wir entwickeln uns rapide zurück ins Tierreich. Meine Kaninchen lecken oder zwicken sich, wenn sie etwas voneinander wollen. Das stimmt doch zuversichtlich, oder?

Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover

Traditio apostolica

VON GEORG SPINDLER

WENN WIR VON DER *Traditio apostolica*, also der „Apostolischen Tradition“ sprechen, müssen wir unterscheiden zwischen einer frühkirchlichen Schrift, die bis Ende des vorigen Jahrhunderts dem Presbyter (und einer umstrittenen Deutung nach späterem Gegenbischof) Hippolyt von Rom (etwa 170-235) zugesprochen wurde, einerseits und andererseits der sogenannten „Tradition der Kirche“, die auch als „mündliche Überlieferung“ bezeichnet wird und die neben der Schrift als zweite Offenbarungsquelle der Kirchen katholischer und orthodoxer Tradition gilt.

Dieses Hippolyt zugeschriebene Werk, ob nun zu Recht oder nicht, ist in griechischer Sprache verfasst und wird auch als die „Ägyptische Kirchenordnung“ bezeichnet. Das Opus ist eine Kirchenordnung, in der sehr viel von den Funktionen der Bischöfe wie auch von den Aufgaben der Presbyter und Diakone die Rede ist. In viele Sprachen der mediterranen Welt übersetzt, wurde es zu einem Handbuch des Kirchenrechts der Alten Kirche. Bei der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils der römisch-katholischen Kirche wurde es als eine der altkirchlichen Quellen verwendet.

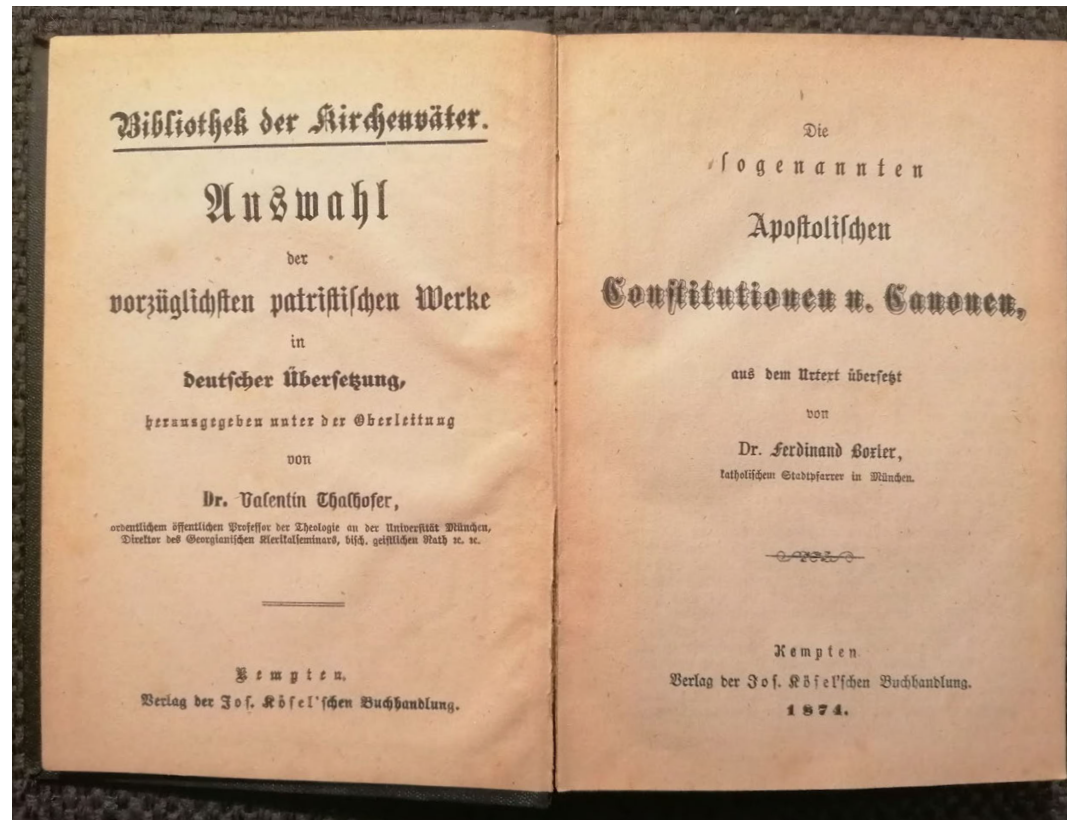
Keinesfalls verwechselt werden darf die *Traditio apostolica* mit den *Apostolischen Konstitutionen* und den *Apostolischen Canones*, die mir in einer Ausgabe des Jahres 1874 vorliegen, zusammengefasst in einem einzigen Band, der in der „Bibliothek der Kirchenväter“, Verlag Kösel in Kempten, erschienen ist. Diese gesamte

„Bibliothek“ ist durch einen alten Pfarrer zu mir gelangt, der sie mir vererbt hat.

Auch in diesen zwei altkirchlichen Werken, die wohl im vierten, wenn

der Apostel zugeordnet, so als würde der besagte Apostel persönlich zum Leser oder Hörer sprechen. Das heißt dann: „Ich, der Apostel Philippus, ordne an ...!“

Es ist schon ein starkes Stück, wenn sich ein Verfasser den Namen eines Apostels bzw. mehrerer Apostel zunutze macht, um seinen Anordnungen apostolischen Charakter und entsprechende Verbindlichkeit zu verleihen.



nicht gar erst im fünften Jahrhundert entstanden sein dürften, geht es hauptsächlich um disziplinäre Fragen und um Ordnungen innerhalb der Gemeinde und vor allem des Klerus. Für eine späte Entstehung spricht die Tatsache, dass hier bereits ein ausgefaltetes kirchliches System existiert, das es in dieser Form im 3. Jahrhundert erst in Anfängen gab.

Das siebte und achte Buch der *Apostolischen Konstitutionen* bilden einen eigenen Teil, der eine große Überraschung für uns bereithält. Da werden Anordnungen eindeutig einem

hen. Diese Praxis war aber tatsächlich längere Zeit üblich, denken wir nur an die sogenannten Pastoralbriefe des Neuen Testaments.

Die *Kirchlichen Canones* wurden auch sehr lange hochgeschätzt und mancherorts sogar der Heiligen Schrift zugerechnet. Aus dieser Schrift ist ersichtlich, dass die Kirche eine strengere Ordnung brauchte, gerade auch seit dem Jahr 381, als ihr das Privileg der Staatsreligion zuteil wurde. Teile dieser „Canones“ sind fast wortgetreu auch in den *Konstitutionen* zu finden, gerade was Disziplinarregeln betrifft.

Alle diese Schriften bieten interessante Einblicke in das Leben und die Probleme der Christen jener Zeiten.

Eine weiteres Dokument aus der Frühen Kirche ist die sogenannte *Didaché*, die ja ebenfalls zeitweise der Heiligen Schrift zugerechnet wurde. In ihr finden wir ein Formular der Feier eines „Herrenmahls“, in dem die Einsetzungsworte gänzlich fehlen und der Segen über den Kelch gleich am Anfang steht, der über das Brot aber erst am Schluss. Diese Schrift dürfte etwa aus dem Jahr 100 stammen, greift aber auf Überlieferungen zurück, die noch älter sind.

Hochinteressant sind auch die Schriften der „Apostolischen Väter“, die u. a. den Barnabasbrief, zwei Clemensbriefe sowie auch Briefe des griechischen Bischofs Ignatius von Antiochien an sieben Gemeinden umfassen, die er auf seinem Weg zum Martyrium versandte. Das Buch, in dem sie zusammengefasst vor mir liegen, stammt aus

dem Jahr 1865. Ebenso in diesem alten Buch enthalten ist die Schrift *Hirt des Hermas*, ein etwa um 150 entstandenes Werk, das in manchen Ortskirchen, etwa in Syrien, zum Neuen Testament gerechnet und im Gottesdienst verlesen wurde.

Ich möchte noch kurz auf die „Tradition der Kirche“ eingehen, unter der sich der größte Teil der Christenheit nicht viel vorstellen kann. Kirchen, die aus der Reformation heraus entstanden sind, kennen ja keine über die „Heilige Schrift“ hinausgehende Quelle der Offenbarung. Der Grundsatz „*Sola scriptura*“, („Nur die Schrift allein“), war ja geradezu ein Kampfruf der Reformation.

Dem möchte ich entgegenhalten, dass es die Schriften des „Neuen Testaments“, die „Griechische Bibel“ also, gar nicht von Anfang an gab. Als die Evangelien und andere Schriften der Kirche entstanden, kam es zu einer Art von „schriftgewordener“ oder

„geronnener“ Tradition. Die Tradition der frühen Kirche ist tatsächlich älter als das Neue Testament, und es waren Entscheidungen der Alten Kirche, durch die festgelegt wurde, welche Schriften in den Kanon der christlichen Bibel aufgenommen wurden und welche nicht.

Mich fasziniert seit Jahrzehnten die Beschäftigung mit der Alten Kirche, und ich denke, dass unsere alt-katholischen Mütter und Väter gut daran taten, die nötig gewordenen Entscheidungen an der Praxis der Alten Kirche auszurichten, soweit sie damals bekannt und erforscht waren. Das kleine Büchlein aus dem Jahr 1874, das vor mir liegt, erzählt aus diesen lang vergangenen Zeiten. Als es gedruckt wurde, entstand unsere kirchliche Selbstständigkeit ja erst. Es ist also im Grunde so alt wie unser Bistum. ■

Tradition und Traditionsabbruch: Kirchen und Arbeiterbewegung

VON CHRISTIAN WEBER



DIE KLASSISCHEN ARBEITER, HEUTE ZÄHLT MAN nur noch zehn Prozent der Beschäftigten in Deutschland dazu, werden fast gar nicht mehr durch die Kirchen erreicht. Dazu trugen gesellschaftliche, wirtschaftliche und soziale Faktoren bei – aber auch der Attraktivitätsverlust aller Kirchen. Die alt-katholische Kirche war wohl von Anfang an keine Kirche, die auf die Gewinnung von Arbeitern setzte. Ich möchte mich hier also vor allem mit den Entwicklungen beider Großkirchen in den ersten Jahrzehnten nach Gotha beschäftigen.

Ausgangslage und Entwicklung

Wie Statistiken zum Religionsbekenntnis im Deutschen Reich von 1907 belegen, waren selbst unter den Arbeitern weit weniger als ein Prozent keine Kirchenmitglieder mehr. Vor allem die Taufen und zumeist auch die Hochzeiten in

den Kirchen blieben eine feste Tradition. Die Bindungen der katholischen Arbeiter waren fester durch die engere Einbeziehung in die Gemeinden, die starke Rolle der Priester und die zahlreichen Feste und Rituale. Evangelische Arbeiter waren eher durch einen

auf Argumenten ruhenden Glauben geprägt, der weniger Bindekraft hatte. Deutschlandweit blieben die einfachen katholischen Arbeiter eher ihrer Kirche treu als die evangelischen Arbeiter mit einem durchschnittlich höheren Grad an Berufsausbildung.

Die größere Staatsferne der römischen Kirche und auch die negativen Erfahrungen in der Zeit des Sozialistengesetzes und des Kulturkampfes wirkten sich hemmend gegenüber einer „Sozialdemokratisierung“ aus. Durch eine romantische Idee von einem christlichen Staat und von einem christlichen Sozialismus wollten einige evangelische Sozialreformer den Marxismus überwinden.

Das politische Ziel der Arbeiterpartei bedrohte letztlich aber beide Großkirchen. Das wurde damals auch so empfunden. Im Erfurter Programm der SPD von 1891 stand deutlich ihr Ziel: „Die Sozialdemokratische

Partei Deutschlands kämpft ... für die Abschaffung der Klassenherrschaft und der Klassen selbst und für gleiche Rechte und gleiche Pflichten Aller ohne Unterschied des Geschlechts und der Abstammung.“

Zwei bedeutende Autoren der Arbeitergeschichte (Gerhard A. Ritter und Klaus Tenfelde) machten 1992 auf einen wichtigen historischen Zusammenhang aufmerksam: „*Wirtschaftliche Aufschwünge drängen Kirchlichkeit und wahrscheinlich auch Religiosität zurück; repressiv-konservative Phasen der Politik betonen sie.*“ Heutzutage ist die Religiosität eher politisch-ideologischen Glaubenssystemen gewichen. Man glaubt zwar kaum noch an Partei- und Wahlprogramme, aber immer mehr an Info-Medien, Demagogie, Populismus und starke Meinungsführer. Es setzen sich dabei immer stärker auf Anschlussfähigkeit und Griffbarkeit bauende Botschaften durch, das eigene kritische Hinterfragen bleibt häufig auf der Strecke. Das war früher noch ganz anders. Einzige Übertragungswege von Meinungen waren Gespräche mit Vertretern der eigenen sozialen Klasse, politisch ausgerichtete Zeitungen, Bildungsvereine und nicht zuletzt auch Gottesdienste.

Es war schon vor der Wende zum 20. Jahrhundert eine immer stärkere kulturelle Arbeiterbewegung entstanden. Eigene Sportvereine, Gesangsvereine, Wandervereine, Ausflugslokale, Theateraufführungen und Konzerte schufen eine proletarische Kultur, die zwar in gewisser Weise die bürgerliche Kultur adaptierte, aber auch ganz neue Formen schuf. Während z. B. im bürgerlichen und christlichen Milieu Frauensport noch undenkbar war, wurden solche Sektionen bei den Arbeiter:innen längst aufgebaut.

Das Engagement der Kirchen im Arbeitermilieu

Die evangelischen Kirchen sahen vor allem in einer sittlich-religiösen Erneuerung der Menschen das Heil. Pfarrer stammten zumeist aus bürgerlichen Verhältnissen und hatten es damit schwer, den richtigen Zugang zu



Eine Stickerei aus der Frühzeit der Arbeiterbewegung mit dem Porträt von August Bebel. Man war sich seiner eigenen Macht schon sehr bewusst



Neben der Sozialdemokratischen Partei gab es zahlreiche Gewerkschaften, die vor allem für eine Verbesserung der konkreten Arbeitsbedingungen kämpften. Vor allem katholische Arbeiter schlossen sich zu eigenen Vereinigungen zusammen

den Proletariern zu finden. Die evangelische Innere Mission deutete die Anziehungskraft der Sozialdemokratie als Religionsverlust und Sittenverfall. Diese Bewegung, begründet durch Johann Heinrich Wichern, wollte vornehmlich durch Erziehung, Fürsorge und Pflege helfen. Diese Begrenzung hemmte den Einfluss auf die soziale Entwicklung zum Positiven hin.

Für die römisch-katholische Kirche sah das schon etwas anders aus, weil hier etliche Priester selbst aus einfachen Verhältnissen kamen. Der damalige Bischof von Mainz, Wilhelm Emmanuel von Ketteler, gilt als der Gründer der katholischen Arbeiterbewegung. In einer 1869 gehaltenen Rede vor Arbeitern seiner Kirche

sprach er u. a. über das Spannungsfeld, dem sie ausgesetzt seien. Die Fragen, die er aufwirft, lauten:

Was ist an allen diesen Bewegungen, die durch den ganzen Arbeiterstand in Europa, ja über Europa hinaus, gehen, berechtigt, was ist an ihnen unberechtigt, was gefährlich? In wie weit kann ich mich an denselben als Christ, als Katholik, ohne meine Religion und mein Gewissen zu verletzen, beteiligen, in wie weit nicht? Vor welchen Gefahren habe ich mich zu hüten?

Er machte dazu eine klare Ansage:



Ohne Religion, ohne Sittlichkeit bleiben alle Bemühungen für die Hebung und Besserung der Lage der Arbeiter ohne Erfolg.

Er geißelte dann die starke Tendenz der kapitalistischen Wirtschaftsweise, die Menschen zu vereinzeln, ja sogar untereinander zu entsolidarisieren. Die sich immer stärker konzentrierende „Geldmacht“ schaffe „fürchterliche Zustände“. Sich dagegen zu wehren sei das Recht der Arbeiter. Er unterstellte den zumeist sozialdemokratischen Führern der Arbeiterbewegung jedoch die gleiche machtgerige Natur, wie er sie bei den Kapitalisten sah. Da würde nur die Religion die Menschen vor einem zerstörerischen Egoismus und vor Machtkämpfen schützen.

Und dann kommt die entscheidende Passage in seiner Rede:

Nicht der Kampf zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeiter muss das Ziel sein, sondern ein rechtmäßiger Friede zwischen beiden. Die Gottlosigkeit des Kapitals, das den Arbeiter als Arbeitskraft und Maschine bis zur Zerstörung ausnützt, muss gebrochen werden. Sie ist ein Verbrechen am Arbeiterstande und eine Entwürdigung desselben. Sie passt nur zur Theorie jener Menschen, die unsere Abstammung vom Affen ableiten. Aber auch die Gottlosigkeit der Arbeiter muss vermieden werden.

Im weiteren Verlauf seiner Rede geht er auf konkrete Missstände ein, z. B. auf zu lange Arbeitszeiten, Frauen- und Kinderarbeit. Zahllose Belege aus späteren Zeiten zeigen eine Fortsetzung dieser Grundauffassung. Nur die römische Kirche besitze die Macht, Sittlichkeit und richtige Religion, um den Kapitalismus zu zähmen.

1891 hatte Papst Leo XIII. durch seine Enzyklika *Rerum Novarum* (dt. „Über die Arbeiterfrage“) Maßstäbe gesetzt. Darin wandte er sich zwar gegen eine Verstaatlichung von unternehmerischem Privatbesitz, der als „Naturrecht“ galt. Die Schaffung echter sozialer Gerechtigkeit schien unmöglich. Man setzte aber auf Ordnung und den Fleiß aller Menschen. Weiter:



Der Arbeiter ging nach damals gängigen kirchlichen Vorstellungen seinen arbeitsreichen Lebensweg wie einen Kreuzweg

...ohne Zuhilfenahme von Religion und Kirche ist kein Ausgang aus dem Wirrsale zu finden... die Kirche ist ohne Unterlaß damit beschäftigt, die soziale Lage der niederen Schichten durch nützliche Einrichtungen zu heben; sie ist endlich vom Verlangen beseelt, daß die Kräfte und Bestrebungen aller Stände sich zur Förderung der wahren Interessen der Arbeiter zusammentun, und hält ein Vorgehen der staatlichen Autorität auf dem Wege der Gesetzgebung, innerhalb der nötigen Schranken für unerlässlich, damit der Zweck erreicht werde.

Damit wurde eine Tradition der Arbeiterpriester begründet, die durch eigenes einfaches Leben und Tun ohne Rast und Ruh beeindruckten. Das blieb aber weitgehend auf die katholisch geprägten Gegenden Deutschlands beschränkt. Die Zentrumspartei vertrat gleiche Auffassungen, war aber im Kaiserreich von der politischen Macht ausgeschlossen.

Sozialdemokratie und Religionstoleranz?

Aus der Perspektive der Arbeiter international gesehen war Deutschland vor dem 1. Weltkrieg das Land mit der stärksten und am besten organisierten Arbeiterbewegung der Welt.

Rosa Luxemburg war schon früh eine linke Sozialdemokratin und später eine Wegbereiterin der KPD. Trotz ihres

Radikalismus vertrat sie auch liberal-demokratische Ansichten, kritisierte sogar die Bolschewiki in Russland. Sie war Revolutionärin:

Es kommt uns nur auf das Wesen der Sache an, und das besteht darin, dass wir eine gänzliche Umbildung der herrschenden kapitalistischen Wirtschaftsordnung erstreben, die nur durch Ergreifung der Staatsgewalt und niemals auf dem Wege der sozialen Reform im Schoße der heutigen Gesellschaft herbeigeführt werden kann. [1899]

Sie bildete aber zunehmend zusammen mit anderen wie Karl Liebknecht eine Minderheit in der Partei.

völlige Gewissensfreiheit für jedes Individuum und die größtmögliche Toleranz für jeden Glauben und jede Weltanschauung. Wenn aber Priester die Kanzel als Mittel des politischen Kampfes gegen die Arbeiterschaft benutzen, muss der Arbeiter gegen die Feinde seiner Rechte und seiner Befreiung kämpfen. Denn wer immer die Ausbeuter verteidigt, wer immer mit-hilft, das gegenwärtige Regime des Elends zu ver-längern, ist ein Todfeind des Proletariats, ob er nun den Talar oder die Uniform der Polizei trägt.

Damit bekräftigte sie die SPD-Auffassung darüber, dass Religion Privatsache jedes Einzelnen sei.

Das Ende der klassischen Arbeiterbewegung

In der Weimarer Republik war die zumeist katholisch geprägte Zentrumspartei eine feste staatstragende Größe, ebenso die SPD, vor allem in Preußen. Beide Parteien scheiter-ten letztlich. Weder ein „ständischer Volksstaat“, noch der „Sozialismus“ wurden geschaffen. Die SPD ist dann 1933 durch die Nazis verboten worden, die Zentrumspartei hat sich selbst aufgelöst. Demokratische Kräfte hatten einer harten und starken Front von Nationalisten, Militaristen, Republikfeinden und Extremisten kaum etwas entgegenzusetzen. Und die Kirchen fügten sich anfangs der faschistischen Idee von der „Volksgemeinschaft“, die viele in Deutschland lebende Bürger:innen ausschloss. Der kirchliche

Widerstand blieb klein und war uneins. Erst in der jungen Bundesrepublik konnten sich wieder christliche Ideen eines Klassenausgleichs und eines allgemeinen Wohlstands entfalten. CDU/CSU und SPD liegen da heute nicht weit auseinander. Von „Klassenkampf“ spricht nicht mal mehr die LINKE. ■

Christian Weber ist Historiker und Mitglied der Berliner Gemeinde



Die evangelischen Landeskirchen setzten auf ein Ertragen des Arbeiterschicksals und zementierten damit maßgeblich das kapitalistische System und die Kaiserstreue

Reformistische Ansichten setzten sich letztlich durch. Der verlorene Krieg wirkte dann wie ein Katalysator zu zwei linken Abspaltungen, der USPD und der KPD. Rosa Luxemburg hat sich mehrfach über Religion und Arbeiterbewegung geäußert. Besser als das folgende Zitat aus der 1905 pseudonym in Krakau erschienenen Schrift *Der Sozialismus und die Kirchen* kann man ihre Haltung nicht wiedergeben:

Die Sozialdemokratie kämpft in keiner Weise gegen religiöse Überzeugungen. Im Gegenteil, sie verlangt



„Tradition! Tradition! Tradition!“ – das Musical *Anatevka*

VON STEFAN SUDMANN



Ein lustiges Musical?

DAS MUSICAL *ANATEVKA* (IM englischen Original: *Fiddler on the roof*, also: Der Fiedler auf dem Dach) verbinden die meisten wohl mit dem amüsant wirkenden Lied *Wenn ich einmal reich wär*. (Am bekanntesten ist in Deutschland wohl die Version von Ivan Rebroff.) Allerdings geht es in der Geschichte um ein sehr ernstes Thema: um die prekäre Situation der ständig von Verfolgung bedrohten jüdischen Gemeinden im russischen Zarenreich. Und: Es geht um die Tradition und deren Verlust in der Familie des Protagonisten.

Die Eröffnung: „Tradition!“

Das Musical beginnt mit der Beschwörung der Tradition durch den jüdischen Milchmann Teyje im Dorf Anatevka: Seit Jahrhunderten sei alles durch die Tradition geregelt, die den Menschen hilft, das Gleichgewicht im Leben zu wahren (wie der auf einem Dach balancierende Fiedler): Wer geht arbeiten, um die Familie zu ernähren, und hat in der Familie das Sagen? „*The papa-tradition!*“ Wer kümmert sich um den Haushalt und die Familie, um dem Vater den Rücken frei zu halten zur Ausübung der Religion? „*The mama-tradition!*“ Ebenso sei es Tradition, dass die Söhne früh religiös unterrichtet werden und mit zehn Jahren einen Beruf erlernen, so wie es für die Töchter seit Jahrhunderten Tradition sei, von der Mutter in Handarbeiten unterrichtet zu werden – und den Mann zu heiraten, den der Vater für sie ausgesucht hat. Aber genau diese letzte Tradition

geht in diesem Musical zur Verzweiflung des Protagonisten verloren...

Die Tradition zerbricht

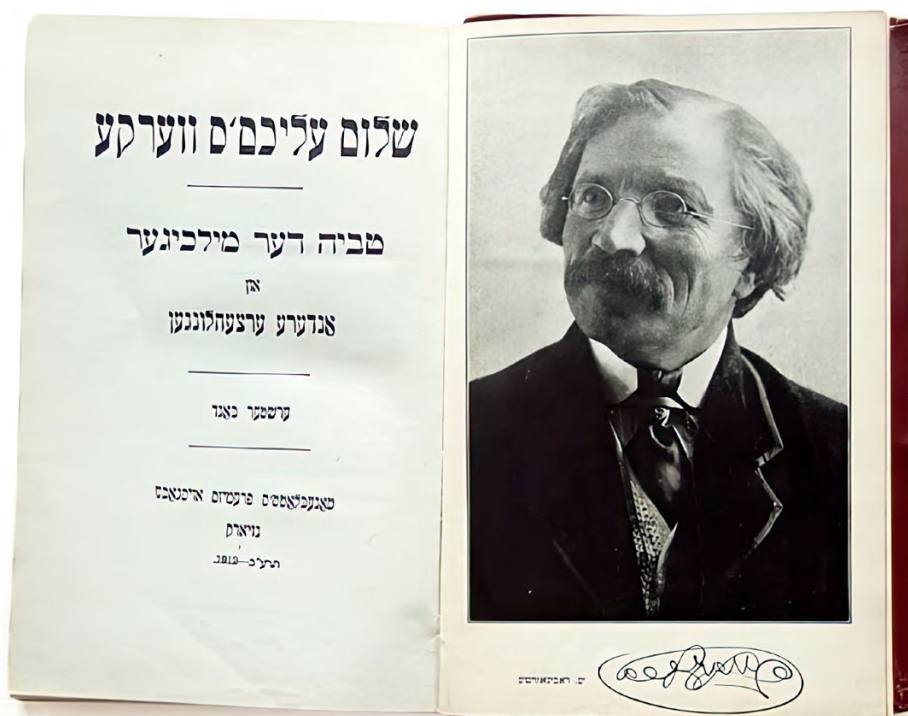
Zu Beginn sieht es so aus, als bliebe es bei der Tradition: Die Heiratsvermittlerin hat als Ehemann für die älteste Tochter des Milchmanns einen verwitweten Metzger gefunden. Die Tochter liebt jedoch einen armen Schneider. In ihrer Verzweiflung fleht sie ihren Vater an, sie nicht zu der Heirat mit dem wohlhabenden, aber ungeliebten Metzger zu zwingen. Denn: Sie hat bereits heimlich dem innig geliebten Schneider ihr Wort gegeben. Nach langem Überlegen bricht der Milchmann mit der alten Tradition der Heiratsvermittlung und lässt seine älteste Tochter den Mann heiraten, den sie selbst aus Liebe gewählt hat. Wie der Milchmann sich



Chaim Topel, bekannt durch die Rolle des Milchmanns im Musical

und seiner eigenen Ehefrau gegenüber später eingestehen muss, war „Liebe“ bislang in ihrem Leben und in ihrer Tradition völlig unbedeutend gewesen...

Hatte es sich bei dem Ehemann der ältesten Tochter Tzeitel noch um



Grundlage des Musicals: Eine Erzählung von Scholem Aleichem

ein armes, aber ordentliches Mitglied der Gemeinde gehandelt, so wird es bei der zweiten Tochter Hodel noch ärger: Sie will einen linksradikalen Revolutionär heiraten, dem an der Tradition überhaupt nichts liegt. Und: Sie bittet ihren Vater nicht einmal um Erlaubnis, sondern informiert ihn nur, dass sie diesen Mann heiraten wird – ganz egal, ob es dem Vater gefällt oder nicht. Kurz darauf wird der Revolutionär verhaftet und nach Sibirien geschickt. Hodel folgt ihm ins Exil – ein schwerer Verlust für den Vater.

Viel schwerer als diese beiden Traditionsbrüche ist aber die Heirat der dritten Tochter Chava: Während die beiden ältesten Töchter sich zwar für einen armen Schneider und einen

Revolutionär – aber immerhin noch für einen Juden – entschieden haben, verliebt sich die dritte Tochter in einen Christen aus der Nachbarschaft. Damit ist die rote Linie für den jüdischen Milchmann überschritten. Diesen Verstoß gegen die Tradition kann er nicht tolerieren. Er verstößt Chava. Sie ist für ihn gestorben.

Zur Versöhnung mit seiner dritten Tochter kommt es erst, als kurz darauf die gesamte Tradition der jüdischen Gemeinde vernichtet wird: Die russischen Behörden vertreiben die jüdischen Familien, die teilweise nach Polen ziehen (so auch die dritte Tochter des Milchmanns mit ihrem christlichen Ehemann, der die Judenfeindlichkeit seiner Mitbürger nicht

erträgt), teilweise in die USA auswandern. Mit der Emigration in die USA endet die zu Beginn des Musicals besungene Tradition der jüdischen Gemeinde.

Wenn ich einmal reich wär' – und mehr...

Wenn sie also wieder einmal ein fröhliches Lied aus diesem Musical hören, denken Sie daran, dass um dieses Lied herum eine tragische Geschichte vom Verlust der Tradition erzählt wird...

Dr. Stefan Sudmann ist
Historiker, Archivar und Mitglied
der Gemeinde Münster

Hintergrundbild: Midjourney mit Prompt von John Grantham

VON MICHAEL LEHMLER

tritt hinein in die fußstapfen
ehe der tag sie verweht hat

höre dich ein in das wunder
erzähle von deinem staunen

gehe nochmal auf reisen
inhaliere das lebenslicht

vertraue dem vertrauten
du tastest nicht ins leere

spüre das immer-schöne
der himmel ist stets in dir

Tradition

VON CHRISTINE RUDERSHAUSEN





nicht festhalten um jeden Preis
nicht bewahren
weil es schon immer so war

vielmehr
die Perspektive wechseln
ander(e)s wahrnehmen
und neu denken

es weiter im Herzen bewegen
und
wenn nötig
auch einmal mutig durchschütteln

dann tragen wir nicht die Asche weiter
sondern
das, was trägt
das, was glüht und brennt
und lebendig gestaltet werden will

Leben und Glaube
Glaube und Leben

Ring frei – Runde 14

FÜR 37 JUGENDLICHE UND JUNGE ERWACHSENE ging es mit dem *baj Deutschland* über das Wochenende des 1. Mai wieder auf die Jugendfahrt *Ring frei*. Dieses Jahr stand die Fahrt unter dem Motto „Du hast das Zeug zum Superhelden“. Zusammen mit Bischof Matthias Ring verbrachten die Teilnehmenden fünf Tage in Reichartshausen in Baden-Württemberg und hatten neben viel Spaß, Wanderung und Ausflügen auch die Zeit, der Frage nach ihren eigenen Superkräften auf den Grund zu gehen. Die örtliche DRK-Gruppe machte die jungen Menschen mit einer Erste-Hilfe-Rallye als Alltagshelden fit. ■



Interview mit einem Nagetier

Kirchenmaus Kathrinchen begleitet seit vielen Jahren die Familiengottesdienste der Kölner Gemeinde

DAS INTERVIEW FÜHRTEN
MARION WENGE UND MICHAEL KEHREN

MIT DEM EINZUG VON FAMILIE WENGE IN DAS Kölner Pfarrhaus im Jahr 2006, kam zwei Jahre später auch eine ganz besondere Mitbewohnerin mit vier Pfoten und großer Klappe: eine kleine, pfiffige Kirchenmaus mit großen Ohren und noch größerem Herzen. Seither mischt die grau-braune Maus die Familiengottesdienste ordentlich auf – und bringt Jung und Alt zum Lachen, Staunen und Nachdenken. *Christen heute* traf Kathrinchen, die frechste Maus im alt-katholischen Bistum, zum Interview.

Christen heute: Kathrinchen, wie bist du eigentlich in die alt-katholische Kirche Köln eingezogen – und warum bist du geblieben?

KATHRINCHEN: OCH, ICH ERINNERE MICH NICHT MEHR ganz genau... aber ich glaube, es war Erntedank. Alles duftete so herrlich nach Äpfeln, Kürbissuppe und frischem Brot – ein wahres Schlaraffenland für eine Maus mit Geschmack! Und die Leute waren – bis auf den frechen Pfarrer – wirklich nett. Da habe ich gedacht: „Kathrinchen,



hier bist Du genau richtig. Leckeres Essen und gute Laune – was will eine Maus mehr.

Bei den Familiengottesdiensten unterbrichst du Pfarrer Jürgen Wenge ja regelmäßig. Was genau bringt dich da so in Fahrt?

NA, DAS IST DOCH KLAR: WENN ER MEINT, ALS PFARRER alles besser zu wissen als ich kleine Kirchenmaus. Oder wenn er in „Kirchensprech“ verfällt. Oder ellenlange Predigten... Ich finde, man kann die Bibel auch mit wenigen, klaren und fröhlichen Worten erklären. Und mal ehrlich: Ich bring ein bisschen Schwung in die Bude – und er macht notgedrungen mit. Eigentlich ist er ja ganz in Ordnung,

unser Pfarrer – und wir sind inzwischen nach fast 17 Jahren ein eingespieltes Team.

Du siehst und hörst ja alles in der Kirche – was findest du bei den Gottesdiensten in der Kölner Gemeinde besonders schön?

ICH MAG'S, WENN ALLE MITSINGEN. ODER WENN MAN sich freut, einander zu sehen. Wenn Groß und Klein da sind und sich alle wie eine große Familie fühlen. Wenn mal was schief läuft und trotzdem alle lachen – das ist für mich Kirche. Und manchmal liebe ich es auch ganz still – zum Lauschen, Nachdenken und Keksknabbern. Und wenn dann mal ein Chor singt oder ein Mensch getauft wird... oder der Nikolaus hereinschneit – MEGA!

Man munkelt, du hast auch eine Schwäche für Apfelsaftschorle und Kekse nach dem Gottesdienst. Stimmt das – oder ist das nur Kirchenklatsch?
Ich sag nur: „Kekse für alle!“

Viele Kinder lieben dich, aber auch viele Erwachsene. Was ist aus deiner Sicht das Wichtigste in einer Gemeinde?

RESPEKT, TOLERANZ, NÄCHSTENLIEBE – UND NATÜRLICH Humor! Ach ja, und nicht zu vergessen: der Glaube. Der trägt auch dann, wenn alles wackelt.

Kannst du das noch ein bisschen genauer ausführen?

LEUTE, STELLT EUCH SELBST NICHT IMMER AN DIE erste Stelle. Schaut auch mal auf die anderen – und habt Euch lieb! Und wenn mal alles blöd ist, wenn ihr zweifelt oder traurig seid: G*tt ist da. Immer. Auch wenn ihr's nicht merkt.

Was wünschst du dir für die Zukunft?

Dass alle kapieren: „Et blieb nix wie et wor.“

Et blieb nix wie et wor?

AUF HOCHDEUTSCH: ES BLEIBT NICHTS WIE ES WAR. Heißt: Bleibt locker, wenn sich was verändert – Kirche muss lebendig bleiben! Offen, mutig, fröhlich, bunt. Dann können wir noch viele Jahre gemeinsam Kirche sein. Für alle. Fürs Leben. Meine Kirche. ■

Dortmund

Wie sollen sie denn heißen, unsere neuen Glocken?

VON ROBERT GESSMANN

EINIGE VORSCHLÄGE WAREN SCHON EINGETROFFEN. Im Vorfeld der Gemeindeversammlung hatten sich Gemeindemitglieder und mit uns befreundete Gäste Gedanken gemacht, wie sie denn heißen sollen, unsere drei neuen Glocken. Anfang Mai werden sie in Hattingen, einer Kleinstadt südlich von Essen, aus einer ehemaligen römisch-katholischen Kirche professionell abgebaut und dann zu uns nach Kley transportiert. Der original Hoesch-Glockenstuhl wird zur metallverarbeitenden Firma *Mebrutec* nach Dortmund gebracht. Unser Gemeindemitglied und Firmenchef Jan Bruder hat sich bereit erklärt, unseren Glockenstuhl zu sichten und zu säubern. Das ist alles schon wirklich aufregend, denn es zeigt: Unser Projekt geht nun wirklich voran, es wird sehr konkret.

In der Gemeindeversammlung wurden typisch alt-katholisch die drei Namen einzeln abgestimmt. Die kleinste Glocke (75 kg) stellt mit ihrem neuen Namen



einen direkten Bezug zur Geschichte des Ruhrgebietes und zum entstehenden Glockenturm her. Sie heißt „Barbara-Glocke“, denn Barbara ist schließlich die Patronin der Bergleute.

Zur Namensgebung der 2. Glocke (94 kg) lagen mehrere Vorschläge auf dem Tisch. Letztlich heißt sie nun „Angelusglocke“. Damit wird sie morgens, mittags und abends den Angelus läuten, jenes Tagzeitenläuten, das uns an die Geheimnisse unseres christlichen Glaubens erinnern will: Das aufsteigende Licht aus der Höhe am Morgen, Christi Auferstehung. Mittags läutet sie zur Erinnerung an die Menschwerdung Gottes und abends erinnert sie an das



Sterben und den Tod Christi. So verstehen wir dieses Läuten als Ruf zu einer kurzen Einkehr, als Moment des Innehaltens, als Augenblick, in dem ich Handy, Stift, Rasenmäher oder Kochlöffel kurz weglege und mich ausrichte auf jenes Geheimnis, das wir Gott nennen.

Die größte Glocke (182 kg) trägt nun den Namen jenes großen Vorbildes der Nächstenliebe, der uns in der Kleyer Gemeinde als Vermächtnis mit auf den Weg gegeben wurde: Sankt Martin. Alle drei Glocken werden von unseren Kindern zur Weihe noch gestaltet und verschönert, damit sie dann festlich geschmückt nach Kley einziehen können.

Internationales Alt-Katholisches Forum 2025

DAS INTERNATIONALE ALT-KATHOLISCHE Forum findet dieses Jahr vom 1. bis 5. Oktober in Písek in Tschechien statt. Písek ist eine Stadt in der südböhmischen Region. Sie liegt an der Moldau und ist bekannt für ihre historische Altstadt, die zum städtischen Denkmalreservat erklärt wurde. Písek hat auch eine reiche kulturelle Szene.

Das diesjährige Thema des Forums ist die *Dreifaltigkeit* oder *Trinität*. Ein zentrales Dogma im Christentum, das die Einheit von Gott Vater, Gott Sohn (Jesus Christus) und dem Heiligen Geist beschreibt. Das Konzept der Dreifaltigkeit wurde im 4. Jahrhundert auf dem Konzil von Nicäa und dem Konzil von Konstantinopel festgelegt. Es ist ein komplexes theologisches Thema, das in vielen christlichen Glaubensbekenntnissen und in der Liturgie eine wichtige Rolle spielt. Die Dreifaltigkeit symbolisiert die Einheit und Vielfalt Gottes sowie die Beziehung zwischen den drei göttlichen Personen.

Das Internationale Alt-Katholische Forum lädt herzlich ein, von Mittwoch, dem 1. Oktober, bis Sonntag, dem 5. Oktober 2025 am Austausch zum Thema teilzunehmen. Egal ob man Mitglied einer alt-katholischen Gemeinde,

Am 22. Juni wird bei uns die Glockenweihe durch unseren Bischof Matthias Ring stattfinden. Wir werden dieses außergewöhnliche Fest gerne feiern: mit Blasmusik, Würstchen und Bierchen, in ökumenischer Freude und mit viel Hoffnung, dass weitere Gelder fließen werden. Und wenn wir dann auch noch einen Zuschuss aus dem Bistumsopfer 2025 bekommen, wenn wir damit spüren und erfahren können, dass viele Gemeinden unsere Idee unterstützen, dann können wir hoffentlich den Tag des 1. Spatenstiches in nicht mehr allzu große Ferne feiern. ■



Altstadt Písek. Aus Wikimedia Commons

Freund:in oder interessiert an der alt-katholischen Kirche ist, ob man glaubt oder zweifelt, ob Laie oder Geistliche:r – alle sind herzlich willkommen! Gemeinsam wollen wir die Vielfalt unseres Glaubens entdecken und vertiefen. Wir freuen uns auf dich in Písek! ■

- ➔ Die Anmeldung zum Forum ist ab sofort möglich. Weitere Informationen und das Anmeldeformular findet man auf der Webseite unter altkatholisches-forum.org.

Für den Vorstand des Vereins VIAKL
Markus Lund

Traditionen als dogmatische Norm

VON RAIMUND HEIDRICH

DAS ARGUMENT „DAS WAR immer so, und deshalb muss es so bleiben“ hört man in Auseinandersetzungen um Traditionen häufig. Wer sich „auf die Tradition“ beruft, meint allerdings oft exklusiv nur seine bevorzugte Tradition unter Ausblendung aller anderen, konkurrierenden Traditionen. Er hat also eine Auswahl getroffen unter mehreren in diesem Kontext möglichen Traditionen. Aber diese Auswahl ist nicht selbstverständlich und muss begründet werden! Zunächst wirkt „das war schon immer so“ wie ein Totschlagargument, das einschüchtern soll. Objektiv ist es aber immer falsch, da Traditionen immer einen konkreten Anfang haben und eben nie „schon immer da waren“.

Den Wert von Traditionen einschätzen

Das Prinzip „Schrift und Tradition“ ist ein scheinbar sicheres theologisches Argument, gerichtet gegen das protestantische *Sola scriptura* („allein die Schrift“, also allein die Bibel). Aber bei genauem Hinsehen entpuppt sich diese Prinzip als ein uneindeutiges Scheinargument. Das Neue Testament z. B. ist eine sehr heterogene Schriften-sammlung, entstanden in der Zeit von etwa 50 bis 120 nach Christus in ganz verschiedenen historischen Kontexten. Nur einige wenige (mündliche) Traditionen können auf Jesus selbst zurückgehen (z. B. die Spruchquelle aus der Zeit vor Markus).

Auch „die Tradition“ ist natürlich innerhalb von 2000 Jahren Kirchengeschichte sehr heterogen. „Schrift und Tradition“ ist also letztlich eine Formel, auf die sich ganz unterschiedliche, ja widersprüchliche Positionen

berufen können. Jeder trifft selbstverständlich seine Auswahl. Diese aber sollte er dann auch unbedingt argumentativ begründen.

Vieles kann wissenschaftlich geklärt werden, bevor die Entscheidung für oder gegen eine Tradition eine Rolle spielen kann. Die historische Wissenschaft, vor allem die histo-

Betrug und Wunschdenken können Menschen verblenden. Letztlich ist dann alles eine Machtfrage: Wer hat die Macht, als richtig erkannte Positionen auch durchzusetzen? Oder umgekehrt: Wer kann Macht missbrauchen, Reformen verhindern und blockieren und stattdessen die Geltung von Traditionen durchsetzen, obwohl sie argumentativ eigentlich nicht zu halten sind?

Kirchliche Autoritäten in einem hierarchischen System sind strukturell in der Lage, Traditionen für verbind-



Ein alter Mann versucht, das Wasserrad einer Mühle mit bloßen Händen zu stoppen. Midjourney mit Prompt von John Grantham

risch-kritische Exegese, und überhaupt alle Wissenschaften setzen Maßstäbe, gegen die bloße Traditionen keinen Bestand haben können. Ohne dass klare Fakten und neue Erkenntnisse (s. o.) anerkannt werden, ohne die Einsicht, dass alte Annahmen auch falsch gewesen sein könnten und revidiert werden müssen, sollten Traditionen nicht durchgesetzt werden.

Die Geltung von Traditionen erzwingen

Eingefahrene Traditionen, auch alt-ehrwürdige, können Fesseln sein. Angst vor Veränderung, (Selbst-)

lich zu erklären und auch durchzusetzen. Dazu wird immer wieder auch subtil Druck ausgeübt, gelockt und gedroht. Und wenn der nicht zum gewünschten Ergebnis führt, kann man dazu übergehen einzuschüchtern, zu diffamieren, mit beruflichen Nachteilen (bei Theologen wie Hans Küng z. B. mit Lehrverbot) zu drohen und sogar mit dem Ausschluss aus der Kirche. Im Mittelalter kannte man noch das Mittel, die Betroffenen mit Hilfe der Inquisition zum Ketzer zu erklären, zu foltern und schlimmstenfalls hinzurichten. Oft beugen sich die Menschen in vorauseilendem



Gehorsam, um diesen Konflikten aus dem Weg zu gehen, und unterwerfen sich ausdrücklich. Denkblockaden sind die geringste Folge.

Das I. Vatikanum ist gerade auch für uns Alt-Katholiken ein Paradebeispiel. Weil es keine Traditionen gab, die die von Papst Pius IX. angestrebte päpstliche Unfehlbarkeit stützten, wurde diese Tradition einfach erfunden, wie der römisch-katholische Historiker Hubert Wolf festgestellt hat. Der Jesuit Josef Kleutgen wurde mit diesem dogmatischen Trick zum entscheidenden Theologen des I. Vatikanums. Er war ursprünglich unter einem anderen Namen zum Ketzer erklärt worden, änderte dann aber seine Identität und wurde so zum

führenden Dogmatiker von Papst und Konzil.

Kultur des Dialogs

Was ist zu tun? Statt eines Zwangsystems müssen wir eine Kultur des Dialogs pflegen. Das wird nur in demokratischen Strukturen möglich sein. Grundlegende Voraussetzung für alle Fortschritte ist zunächst die Kontrolle von Macht, um dem Machtmissbrauch von Anfang an den Boden zu entziehen. Es geht um Respekt voreinander, um fairen Umgang, damit man angstfrei diskutieren kann. Es geht um Sachlichkeit, nachvollziehbare Argumentation und auch die Fähigkeit zur Selbstkritik. Es geht nicht um bloßen Meinungs austausch, sondern um ein

Aufeinanderhören und ein Aufeinandereingehen. Nur so können Traditionen gefestigt und von möglichst vielen angenommen werden. Dabei muss aber klar sein, dass solche Entscheidungen zwar einerseits verbindlich sind, aber auch, nach besserer Einsicht, revidierbar. Es gibt keine geschlossenen, ewigen Wahrheiten.

Und wir Alt-Katholiken? Auch wir sollten bei der Frage der Legitimität von Traditionen auf einen fairen, bereichernden Dialog setzen und, wenn nötig, auf Augenhöhe miteinander streiten! ■

Raimund Heidrich ist Mitglied der Gemeinde Dortmund

Zurück zu den Ursprüngen

Das Zeugnis der Euphrasius-Basilika in Poreč

VON GEORG SPINDLER

FÜNFUNDFÜNFZIG JAHRE SIND VERGANGEN, SEIT ich zum ersten Mal in Poreč in der Basilika des Euphrasius stand und absolut überwältigt war. Ich hatte zwar schon zuvor einige beachtenswerte kirchliche Bauwerke gesehen, etwa den Dom von Aquileia, San Marco in Venedig oder die Antoniusbasilika in Padua. Aber hier in Poreč trat noch etwas ganz anderes hinzu. Es ist, wie ich es gerne nenne, die „Schwingung der Alten Kirche“. Seit diesem Tag im August 1970 war ich sehr oft in Poreč, da ich mich mit dem Dompfarrer angefreundet hatte, der erst im Februar mit fast 93 Jahren heimgegangen ist. Wie viele Urlaube habe ich im alten Pfarrhaus (aus dem 12. Jahrhundert) dieses malerischen Küstenstädtchens an der Adria verbracht, nur zwanzig Meter von der Südmauer der Basilika entfernt und nur etwa 130 Meter von dem Ort, an dem im 3. Jahrhundert der Bischof Maurus gelebt hatte und wo er, der Überlieferung nach, als Märtyrer starb.

Vielleicht hat mich da etwas infiziert, vielleicht wurde ich von etwas ganz Besonderem angesteckt, denn Maurus, Euphrasius und Poreč ließen mich nicht mehr los. Im April dieses Jahres waren meine Frau und ich wieder einmal in Poreč. Da standen wir in der Ausgrabungsstätte

des alten Tricliniums, also im Speisezimmer jenes Mannes, der im alten Parentium (so hieß Poreč in antiker Zeit), im dritten Jahrhundert n. Chr. als Schiffsbauer lebte, einer kleinen Gemeinde als ihr Bischof vorstand und etwa um das Jahr 286 sein Leben

für das Evangelium hingab. Ein Lektor namens Eleutherius starb mit ihm. Ein Bodenmosaik, das einen Fisch darstellt, ist hier heute noch zu sehen, es stammt aus dem Hause des Bischofs. In diesem Triclinium traf sich die kleine Schar der Christen sonntags zum Herrenmahl.

Als die Kirche im Römischen Reich im Jahre 313 von Kaiser Konstantin die Freiheit der Religionsausübung und dann später, 381, unter Kaiser Theodosios I., die Position einer Staatskirche zugewiesen bekam, stieg die Zahl der Christen im alten Parentium schnell an. Über den Resten des Maurus-Oratoriums wurde im 4. Jahrhundert ein einfaches Oratorium und später, im 5. Jahrhundert, eine Basilika gebaut. Schon im sechsten Jahrhundert erschien sie dem damaligen Bischof Euphrasius zu klein und zu wenig angemessen, so dass er kurzerhand eine neue Kirche erbauen ließ, die „Euphrasiana“, die fünfzehn lange und bewegte Jahrhunderte überdauerte und mit dem Goldglanz ihrer Mosaiken immer noch die Besucher bezaubert.

Sie ist Teil eines Gesamtkomplexes, der das einzige vollständig erhaltene Beispiel einer altkirchlichen Anlage darstellt, in der Basilika, Atrium, Baptisterium, Episkopium (die Bischofswohnung) und Consignatorium (der Raum

für die Firmungen) samt Gräbern der Märtyrer enthalten sind. Neben Ravennas Basiliken in Oberitalien, der Hagia Sophia in Konstantinopel, der Geburtskirche Jesu in Bethlehem und der Basilika Santa Maria in Cosmedin in Rom fand die Euphrasiana den Platz, der ihr zusteht. Seit 1997 ist sie auch Weltkulturerbe.

Als ich am 7. April wieder im ältesten Teil dieser Ansammlung von Gebäuden aus alter Zeit stand, da wurde die alte Zeit wieder lebendig. Ich stellte mir die kleine Schar der Christen im Triclinium vor, versammelt zum Herrenmahl, so wie es uns Justin der Apologet um das Jahr 150 beschrieben hat, wie Bischof Maurus in einer weißen Tunika vor ihnen stand und ihnen das Evangelium auslegte, wie er sie aber auch vor der neu ausgebrochenen Verfolgung warnte. Niemand wusste, was sie hier taten. Nicht lange danach flog die kleine Gruppe auf, anscheinend hatte sie irgendjemand verraten.

Ichthys-Mosaik in der Euphrasiana in Poreč



Ich versuchte, mich in die Lebenswirklichkeit dieser Menschen zu versetzen, die immer in Erwartung des Martyriums lebten. Ein „Bischof mit Zivilberuf“ leitete die Gemeinde, ein Lektor, ein Diakon und etwa fünfzig Mitglieder gehörten dazu. Alles musste so einfach wie nur möglich gehalten werden, jeder Aufwand würde ein Risiko bedeuten. Fast alles, was wir heute unter „Kirche“ verstehen, fehlte hier. Es gab weder Altar noch Kirchengebäude, auch keine Glocken oder liturgische Gewänder, wahrscheinlich nicht einmal liturgische Bücher. Die eine oder



Sarkophag in der Euphrasiana in Poreč

andere Abschrift eines Apostelbriefs oder der Evangelien besaß man vielleicht, aber das war es schon. Nun, die liturgischen Gebete wusste jeder auswendig oder sie wurden frei formuliert. Die Gefahr, entdeckt zu werden, war zeitweise sehr groß. Maurus und Eleutherius sind der Verfolgung zum Opfer gefallen, die Kirche aber war nicht umzubringen. Wir wissen nicht, welche Zeiten der Kirche noch bevorstehen. Wie wird es weitergehen? Was bleibt von der ganzen Pracht übrig?

Ich schaue ins Triclinium, in den Speisesaal des Schiffsbauers, der Bischof war, und auf das alte Bodenmosaik, das den *Ichthys* darstellt, jenen Fisch, der das geheimnisvolle Erkennungszeichen der verfolgten Christen war. Dann wandert mein Blick weiter zu den Mauern, die von jahrtausendealten Putzschichten befreit wurden, und sehe die selben Steine, die auch Maurus und seine Gemeinde anschauten. Ich betrachte den Sarkophag, der zeitweise die Gebeine des Maurus enthielt, und mir wird bewusst, dass nicht Armut, Verfolgung oder Tod die Kirche zugrunde richten werden, sondern viel eher die Zweckentfremdung, die Verfälschung und das Vergessen ihres eigentlichen Auftrags.

Maurus war der erste Bischof von Parentium, die Reihe seiner Nachfolger ist niemals abgerissen. Der aktuelle Bischof von Poreč heißt Ivan Štironja. Sein Wahlspruch lautet: „Gott ist die Liebe“.

Georg Spindler ist ehrenamtlicher Diakon
i. R. und lebt im Berchtesgadener Land



Eigenes Profil und Kontinuität

Papst Franziskus und Papst Leo XIV.

VON GERHARD RUISCH

DER BEGINN VON PAPST Franziskus' Pontifikat hat mich begeistert: Nach dem hölzernen Benedikt XVI. ein menschlicher Papst, der seinen ersten öffentlichen Auftritt mit den Worten beginnt: „Buona sera!“, Guten Abend. Keine liturgische Formel, nichts Frommes, einfach normal. Auch seine Bitte, für ihn zu beten, die eine gewisse Unsicherheit angesichts der Größe der Aufgabe ahnen ließ, hat mich berührt.

Später wurde Franziskus' Aversion gegen kirchlichen Prunk bekannt, seine Weigerung, die Straßenschuhe gegen päpstliche Zeremonialfußbekleidung zu tauschen, sein Einsatz für Geflüchtete und Gefangene und andere Menschen am Rand der Gesellschaft. Sein Name war Programm: Er nannte sich nach Franziskus, dem Heiligen, der sich die Armut als Lebensziel gewählt hatte.

Nur einen ersten Eindruck kann ich bisher von Papst Leo XIV. haben, aber auch er beeindruckt mich. Er tritt auf die Loggia des Petersdoms und beginnt bewusst ganz anders als damals sein Vorgänger. Er ist nicht so schlicht liturgisch gekleidet wie dieser, er beginnt seine Rede nicht mit einem profanen Gruß, sondern mit dem bischöflichen Friedensgruß, mit dem Bischöfe auch die Gottesdienste eröffnen: „Der Friede sei mit euch!“ Er dankt in seiner Ansprache ausdrücklich seinem Vorgänger und drückt damit aus, dass er sich in seiner Kontinuität sieht. Aber vom ersten Wort an wird auch sichtbar, dass er Franziskus nicht imitieren will.

Ich sehe es als gutes Zeichen, dass er nicht den Namen Franziskus II.

wählte – ein Hinweis, dass er einer eigenen Linie folgen will. Er vermeidet so, ein falsches Signal zu senden, wie ich es bei Karol Wojtyla empfunden habe, der sich nach seinem nur 33 Tage amtierenden Vorgänger Johannes-Paul genannt hatte, der 2. dieses Namens, obwohl er doch eine völlig andere Persönlichkeit war, die völlig andere Ziele umsetzen wollte.

Andererseits ist auch Leos Namenswahl eine Ansage: Der US-Amerikaner Robert Francis Prevost aus Chicago trat in die Nachfolge Leos XIII. Chicago ist die größte Stadt des *Rust Belt*, des Streifens aus Städten im Nordosten der USA mit einstmals florierender Stahlindustrie und technischen Großunternehmen, z. B. im Autobau. Er musste aber einen Niedergang mit dem Dahinrosten vieler Industrieanlagen und großen sozialen Problemen erleben, die zu Abwanderungsbewegungen führten. Der Namensgeber Leo XIII. war Ende des 19. Jahrhunderts der erste Papst, der sich in seinem Rundschreiben *Rerum novarum* der Probleme der Industriearbeiter:innen annahm, die angesichts noch sehr lückenhafter Sozialgesetzgebung enorm waren. Ich lese daraus, dass Leo XIV. ebenso wie Franziskus die Sorge um die Benachteiligten ins Zentrum seines Wirkens stellen möchte, aber auf ganz andere Weise.



Der jüngst verstorbene Papst Franziskus. Korean Culture and Information Service (Jeon Han)

Die Namenswahl passt zu Robert Prevosts Lebenslauf: Als US-Amerikaner arbeitete er in Peru, wurde dort Bischof des Bistums Chiclayo, nahm auch die Staatsangehörigkeit an. Die Erfahrungen als Bischof in Südamerika hat er mit seinem argentinischen Vorgänger gemeinsam. Dieser holte ihn 2023 in den Vatikan und machte ihn zum Präfekten der einflussreichen Bischofskongregation und Kardinal – eine Erfahrung, die ihm jetzt als Papst zugute kommen wird. Als jemand, der Sprachen liebt, beeindruckt mich auch, dass er durch seine Familiengeschichte und durch seinen Werdegang fließend englisch, spanisch, italienisch, portugiesisch und französisch spricht, offenbar auch einigermaßen deutsch, und natürlich hat er auch Latein gelernt.

Die unlösbare Aufgabe

Spannend wird sein, wie Papst Leo die undankbare Aufgabe meistern wird, an der sein Vorgänger immer



wieder gescheitert ist. Dieser wollte mehr Synodalität in der Kirche, mehr Mitspracherechte für untere Ebenen. Aber so ganz traute er ihnen dann doch nicht: Die letzte Entscheidung darüber, welche Vorschläge umgesetzt werden, behielt er sich weiterhin vor. So wurde das zu einer Schaukelbewegung: mal freie Hand z. B. für einzelne Bischofskonferenzen, dann wieder ein Anziehen der Zügel. Gerade die deutschen Katholik:innen wurden sehr frustriert von angedeuteten und dann doch wieder aufgeschobenen Reformen, etwa bei der Zulassung von Frauen zu geistlichen Ämtern und grundsätzlich bei dem Gerangel um die Rolle des *Synodalen Wegs*.

So wurden bei Franziskus die Grenzen des päpstlichen Amtes sichtbar. Er war ein Reformier, aber doch eigentlich konservativ, was immer wieder zu Reibungen führte. Die andere Grenze liegt darin, dass die absolute Macht, die das 1. Vatikanische Konzil unter dem Vorgänger Leos XIII., Pius IX., den Päpsten zuschrieb, so nicht mehr besteht. Franziskus musste sich viel Kritik sowohl von

den konservativen wie von den progressiven Rändern der Kirche gefallen lassen, bis in die höchste Kirchenspitze hinein, besonders lautstark von traditionalistischen US-amerikanischen Bischöfen. Die kritischen Äußerungen wurden manchmal sehr selbstbewusst vorgebracht, ein Selbstbewusstsein, das wohl der Gewissheit entsprang, mit der eigenen Position dem Willen Gottes zu entsprechen. So ließen manche Bischöfe durchaus durchblicken, dass sie nicht gewillt waren, den päpstlichen Vorgaben zu folgen.

Angesichts dieser Situation, die Leo XIV. antrifft, ist es sinnvoll, dass er den Akzent darauf legt, *Pontifex* im Wortsinn, Brückenbauer sein zu wollen. Sicher ist, dass die verschiedenen Positionen in dieser weltweiten Riesenkirche so weit auseinanderliegen, dass es eigentlich unmöglich ist, sie alle versöhnen und zu einem Kompromiss führen zu können. Franziskus hat das dazu gebracht, dass er laviert hat. Ob Leo den Mut und die Kraft aufbringt, im Sinne wirklicher Synodalität den unteren Ebenen Entscheidungsfreiheit zu geben, auch wenn das

dazu führt, dass sich nicht die ganze Kirche im Gleichschritt weiterbewegt, sondern auch gravierende regionale Unterschiede möglich sind?

Wenn es z. B. in Europa Priesterinnen gibt, in Afrika aber nicht, wenn homosexuelle Beziehungen je nach Region verschieden eingeschätzt werden, wenn die Zölibatspflicht nur noch in manchen Weltregionen gilt, dann ist das eine Zerreißprobe für die römisch-katholische Kirche. Dann die Einheit der Kirche zu wahren, braucht einen wirklichen Brückenbauer. Die Rolle des Papstes würde sich dadurch verändern, vom Befehlshaber zum Moderator. Nur: Wenn es diese Synodalität und Subsidiarität auch weiterhin nicht gibt, führt das möglicherweise zu einer noch größeren Zerreißprobe.

Diese Aufgabe ist eigentlich zu groß für einen Menschen. Wie Leo XIV. sie wohl angehen wird – und was sie mit ihm macht? ■

Pfarrer i. R. Gerhard Ruisch ist Mitglied der Gemeinde Freiburg

Hintergrundbild: Papst Leo XIII. Aus einem gedruckten Plakat zu seiner Krönung als Papst 1878. Von der US Library of Congress, Abteilung Drucksachen und Fotografie

Papst Leo XIII. und die Alt-Katholiken

VON STEFAN SUDMANN

SEIT DEM 8. MAI GIBT ES EINEN NEUEN PAPST BZW. Bischof von Rom: Leo XIV., zuvor Robert Francis Prevost. Neben den politischen Implikationen wurde in der Presse auch über die möglichen Gründe für die Wahl des Papstnamens spekuliert. Damit bekam der letzte Papst mit diesem Namen wieder verstärkte Aufmerksamkeit: Leo XIII., durch seine Sozialenzyklika *Rerum Novarum* von 1891 auch als „Arbeiterpapst“ bekannt.

Eine andere Enzyklika von Leo XIII. ist weniger bekannt: *Iampridem* vom 6. Januar 1886, gerichtet an den preußischen Episkopat während des „Kulturkampfes“

zwischen römisch-katholischer Kirche und dem preußischen Staat nach dem Ersten Vatikanischen Konzil. Darin fanden auch die Alt-Katholiken Erwähnung. Papst Leo XIII. bezeichnete diese mit klaren Worten:

...viri fallaces, veterum catholicorum sibi nomine imposito et novas pravasque doctrinas serentes, discipulos post se abducere fraude deceptus conarentur...

Also: „trügerische Männer, die unter dem Namen Alt-Katholiken neue verderbliche Lehren austreuen, versuchen durch Betrug Jünger an sich zu ziehen.“

Die Aussöhnung des Papsttums mit dem preußischen Staat gelang Papst Leo XIII. im folgenden Jahr. Das Verhältnis zur alt-katholischen Kirche blieb aber angespannt. Sind wir also gespannt, wie das Verhältnis sich unter dem neuen Papst mit diesem Namen entwickelt... ■



Unmenschlichkeit fällt auf uns zurück

Zum Ende der Rettungsaktion für afghanische Ortskräfte

VON GERHARD RUISCH

DER SÄCHSISCHE CDU-Innenminister Armin Schuster ereiferte sich, als im April bekannt wurde, dass unter der Regie der damaligen Noch-Außenministerin Annalena Baerbock ein weiteres Flugzeug noch im selben Monat 155 Ortskräfte und Menschenrechtsaktivist:innen aus Afghanistan nach Deutschland bringen sollte. „Dass Außenministerin Annalena Baerbock quasi in letzter Sekunde vor ihrem Abtritt derart weitreichende und „unsere Gesellschaft massiv polarisierende Aktionen im Akkord“ nacheinander ‚durchziehen‘ wolle, sei ‚wirklich infam und vollkommen verbohrte‘, so Schuster“, berichtet die *Frankfurter Rundschau* (online vom 14.4.).

In einem hat er recht. Es gehört sich nicht, dass Regierende, die fast schon abgetreten sind, ihr Amt nutzen, um vollendete Tatsachen zu schaffen, obwohl sie abgewählt wurden.

Dennoch wurde mir angst und bange bei dieser Meldung.

Denn worum geht es? Sogenannte Ortskräfte, also afghanische Einheimische, die während des Bundeswehreinsatzes in Afghanistan für deutsche Stellen gearbeitet haben, und eine Reihe von Menschenrechtsanwälten und Frauenrechtlerinnen wurden aus Afghanistan herausgeholt. Es wurden also Menschen gerettet, die wegen ihres Engagements für Deutschland oder für Gerechtigkeit in Lebensgefahr waren.

Man muss sich das mal vorstellen: Es geht um Menschen, die bereits eine Zusage für die Aufnahme in Deutschland erhalten haben, die auch mehrfach gründlich überprüft wurden, damit man sich keine Trittbrettfahrer oder gar Straftäter ins Land holt. Sie haben bereits die Zelte hinter sich abgebrochen und sind nach Pakistan geflüchtet, von wo der Abtransport

erfolgen soll. Sie sind auch in Pakistan nicht sicher, denn die dortige Regierung ist ihrer überdrüssig und droht mit der Rückschiebung nach Afghanistan. In dieser Situation kommen Leute daher, die fordern, alle Rettungsflüge sofort einzustellen! Das ist „infam“ und „verbohrte“, nicht wenn die alte Regierung etwas noch ein bisschen weiterzuführen versucht, was für alle Politiker:innen unabhängig vom Parteibuch selbstverständlich sein müsste.

Dabei ist es kein Gnadenakt, wenn wir diese Menschen retten, es ist eine Pflicht. Der *Tagespiegel* (online vom 15.4.) nennt es „eine sehr unglückliche Ankündigung, dass unter einem Kanzler Friedrich Merz ‚diese Flieger aus Afghanistan nicht mehr kommen‘ werden“. Die *taz* schreibt unter der Überschrift „Erneut verraten“: „Der Plan ist so armselig, dass einem die Worte fehlen“ (23.4.).

Im Vergleich mit der Gesamtzahl Geflüchteter, die nach Deutschland kommen, handelt es sich um eine kleine Zahl, selbst wenn man alle noch nicht geretteten Ortskräfte mit Zusage dazuzählt - es sind gerade mal 2600 Personen. Von den wesentlich mehr, die kontaktiert wurden, aber noch keine Zusage bekommen haben, spricht ja schon keiner mehr. Da ist es geradezu lächerlich, wenn der neue Kanzleramtsminister Thorsten Frei von der schwindenden „Integrationskraft“ der deutschen Gesellschaft spricht, die weitere Aufnahmen nicht erlaube.

Die Rettungsaktion schafft keineswegs Tatsachen, welche die nächste Regierung illegitimerweise binden. Sie ist einfach eine Selbstverständlichkeit und ein Erfordernis der Menschlichkeit.

Dass diese Menschen kommen, ist auch ein Gebot der Klugheit. Denn wie stehen wir vor der Welt da, wenn eine solche Unbarmherzigkeit bekannt

Foto: Demonstration für die Rettung von Menschen aus Afghanistan am 22. August 2021 in Berlin



wird? Welchen Ruf wird Deutschland dann haben? Wird uns noch irgendjemand vertrauen? Wie wollen wir neue Wirtschaftsbündnisse schließen als Antwort darauf, dass das alte mit den USA unsicher geworden ist, wenn wir den Ruf haben, dass wir unzuverlässig sind und Verbündete einfach fallen lassen, wenn sie uns unbequem werden?

„Wenn man der Bundesregierung – der alten – etwas vorwerfen will, dann,

dass sie die Betroffenen nicht schon längst herausgeholt hat. Im Grunde müsste die neue Regierung sogar noch mehr tun, mehr Ortskräfte und Familienangehörige retten, um eine unrühmliche Geschichte gut enden zu lassen“, so der *Tagespiegel*.

Bei aller Angst vor der AfD wird die neue Regierung darauf achten müssen, dass es nicht kalt wird in unserem Land. Gnadenlosigkeit und Dummheit sollten hier nicht regieren. Es ist

eine Illusion zu meinen, wir könnten uns unbarmherzig nach außen abschotten, aber hier im Inneren eine solidarische, menschliche Gesellschaft aufbauen. Ja, wir brauchen Lösungen, auch für die Frage, wie wir damit umgehen, dass mehr Menschen zu uns kommen, als wir aufnehmen können oder wollen. Unmenschlichkeit aber wird auf uns selbst zurückfallen. ■

Bild unten: Die Hinrichtung des heiligen Paulus (ca. 1552), Jacopo Robusti Tintoretto (ca. 1518–1594). Aus der Web Gallery of Art ([wga.hu](http://www.wga.hu))

Im Juni:

Paulus, Cicero, Lord Palmerston und John F. Kennedy

VON STEFAN SUDMANN

AM 29. JUNI WIRD TRADITIONELL DER GEDENKtag des Apostels Paulus begangen. Am 26. Juni 1963 hielt John F. Kennedy eine große Rede mit dem berühmten Satz „Ich bin ein Berliner“. Und am 18. Juni 1850 – vor 175 Jahren – betonte der britische Außenminister (und spätere Premierminister) Lord Palmerston vor dem Parlament die Pflicht zum Schutz britischer Staatsbürger im Ausland. Der Monat Juni für alle drei ist dabei nur Zufall. Kein Zufall ist jedoch: Der Apostel Paulus, Lord Palmerston und John F. Kennedy beriefen sich alle auf ein wichtiges Rechtselement der Antike, das wohl erstmals der römische Politiker und Philosoph Marcus Tullius Cicero im Jahre 70 v. Chr. in markante Worte gefasst hatte.

Apostelgeschichte, Kapitel 22

Zu meinen Lieblingsstellen in der Bibel gehört ein Satz in Kapitel 22 der Apostelgeschichte: Paulus soll in Verbindung mit einem Verhör von einem römischen Soldaten ausgepeitscht werden. Der Apostel kann dies aber mit einem einzigen Satz abwenden:

Dürft ihr jemand, der das römische Bürgerrecht besitzt, geißeln, noch dazu ohne Verurteilung?

Dieser Satz lässt die zuständigen Offiziere erschrecken:



*Als der Hauptmann das hörte, ging er zum Obersten, meldete es und sagte: Was hast du vor? Der Mann ist ein Römer. Der Oberst kam zu Paulus und fragte ihn: Sag mir, bist du ein Römer? Er antwortete: Ja. Da antwortete der Oberst: Ich habe für dieses Bürgerrecht ein Vermögen gezahlt. Paulus sagte: Ich bin sogar als Römer geboren. Sofort ließen die, die ihn verhören sollten, von ihm ab. Und der Oberst erschrak, als er erfuhr, dass es ein Römer war, den er hatte fesseln lassen...
Apg 22,25-29*

Über die genaue Herkunft des römischen Bürgerrechts von Paulus (einem Juden aus Tarsus) bzw. von dessen Eltern ist in der Forschung viel spekuliert worden, ohne dass es bislang eine klare Antwort dazu gibt. Vereinzelt wird auch angezweifelt, ob die Apostelgeschichte hier korrekt ist und Paulus wirklich römischer Bürger war. Allgemein geht man aber vom römischen Bürgerrecht des Apostels aus.

Kapitel 22 ist nicht die einzige Stelle, in der das römische Bürgerrecht des Apostels Paulus genannt wird. Schon in Kapitel 16 bezeichnet sich Paulus als römischer Bürger – dort jedoch auffälligerweise erst nach einer Auspeitschung, und zwar bei der Entlassung aus dem Gefängnis gegenüber den Gefängniswärtern:

*Paulus aber sagte zu ihnen: Sie haben uns ohne Urteil öffentlich auspeitschen lassen, obgleich wir römische Bürger sind, und haben uns ins Gefängnis geworfen. Und jetzt möchten sie uns heimlich fortschicken? Nein! Sie sollen selbst kommen und uns hinausführen. Die Amtsdiener meldeten es den obersten Beamten. Diese erschranken, als sie hörten, es seien römische Bürger. Und sie kamen, um sie zu beschwichtigen, führten sie hinaus und baten sie, die Stadt zu verlassen...
Apg 16,37-39*

In Kapitel 25 spielt Paulus sein römisches Bürgerrecht noch einmal aus. Er appelliert vor dem Statthalter Festus an den Kaiser – ein römischen Bürgern zustehendes Recht, das als „Anrufung des Volkes“ aus der Zeit der alten Republik stammte und nach dem Ende der Republik als Appell an den Kaiser verstanden wurde:

Wenn ich wirklich ein Unrecht begangen und etwas getan habe, worauf die Todesstrafe steht, weigere ich mich nicht zu sterben. Wenn aber ihre Anklage gegen mich unbegründet ist, kann mich niemand ihnen ausliefern. Ich lege Berufung beim Kaiser ein! Da besprach sich Festus mit

seinen Ratgebern und antwortete: An den Kaiser hast du appelliert; zum Kaiser sollst du gehen.

Der Legende nach wurde Paulus in Rom enthauptet – als römischer Bürger durfte er (im Gegensatz zu Petrus) nicht gekreuzigt werden.

Cicero und Verres

Was die Berufung auf das römische Bürgerrecht außerhalb Roms bedeutete, illustrierte der Redner und Anwalt Cicero einige Jahrzehnte zuvor in seinen Reden gegen Verres: Dieser korrupte Politiker hatte in Sizilien widerrechtlich Kunstwerke beschlagnahmt. Dabei verhängte er sogar – natürlich unrechtmäßig – Körperstrafen und Todesurteile gegen römische Bürger, die ihm im Wege standen.

Im Prozess schilderte Cicero, wie sich diese Männer auf ihr Bürgerrecht beriefen. Aber: Während die Berufung auf das römische Bürgerrecht eigentlich sofort jede Folterung abwenden sollte (wie bei Paulus), war Verres moralisch so verkommen, dass er darauf erst recht mit Folter reagierte. Cicero beschrieb in drastischen Worten die unter Verres korrumpierte Lage in Sizilien:

Auf dem Marktplatz von Messina wurde ein römischer Bürger mit Ruten gepeitscht, ihr Herren Richter. Keinen Seufzer gab der Unglückliche in seinem Schmerz von sich, keinen Laut vernahm man unter dem Gedröhn der Schläge als das eine Wort: ‚Ich bin ein römischer Bürger!‘ Mit dieser bloßen Anrufung seines Bürgerrechtes glaubte er, alle Schläge von seinem Leibe fernhalten und aller Folter ein Ende machen zu können. Aber es war ihm anders beschieden: Die Ruten ließen nicht nach, und wie er noch öfter durch jene Anrufung sein Bürgerrecht geltend machte, da wurde das Kreuz – hört ihr? das Kreuz! – aufgerichtet für den Unglückseligen, der dieses Werkzeug des Entsetzens nie gesehen hatte.

Deutlich ist eine weitere Stelle aus der Anklage gegen den korrupten und moralisch verkommenen Verres:

Römische Bürger wurden im Kerker mitleidlos erdrosselt. Jener Hilferuf, jenes Wort ‚Ich bin ein römischer Bürger‘, das sonst so oft in den entlegensten Ländern dieser Welt vielen Menschen mitten unter Barbaren Hilfe und Erlösung brachte, hier bedeutet es Beschleunigung der Strafe und qualvolleren Tod.

Diese Texte des Anwalts Cicero aus dem Jahre 70 v. Chr. verdeutlichen somit, was über ein Jahrhundert später der

Satz des Apostels Paulus „*Dürft ihr jemand, der das römische Bürgerrecht besitzt, geißeln, noch dazu ohne Verurteilung?*“ für die umstehenden Soldaten bedeuten musste.

Im Jahre 212 n. Chr. wurde das römische Bürgerrecht auf alle freien Bewohnern des Römischen Reichs ausgeweitet. Damit endete die besondere Rechtsstellung, wie wir sie aus der Apostelgeschichte kennen.

Don Pacifico

Der Schutz vor Gewalt bedeutende Satz „*Ich bin ein römischer Bürger*“ wurde auch noch in der Moderne herangezogen, um den Schutz eines Staatsbürgers zu sichern und zu verteidigen: Der jüdische Kaufmann David Pacifico – der italienischer Herkunft war, aber als britischer Staatsbürger galt (er wurde vermutlich in Gibraltar geboren, die Eltern hatten in London geheiratet) – wurde Ende der 1840er Jahre Opfer antisemitischer Ausschreitungen in Griechenland. Die britische Regierung verlangte daraufhin vom griechischen Staat eine Entschädigung für Pacifico. Als der Forderung nicht Folge geleistet wurde, ergriff die britische Regierung militärische Maßnahmen.

Lord Palmerston, der damalige britische Außenminister (später Premierminister), verteidigte am 18. Juni 1850 das harte Vorgehen der britischen Regierung zugunsten eines britischen Staatsbürgers mit einem Verweis auf die römische Antike:

[...] wie in den alten Tagen ein Römer sich von Erniedrigungen freihalten konnte, indem er sagte: civis romanus sum, so kann auch ein britischer Untertan, in welchem Land er auch sein

möge, darauf vertrauen, dass das wache Auge und der starke Arm Englands ihn gegen Ungerechtigkeit und alles Falsche schützen werden.

„Ich bin ein Berliner“

Gut ein Jahrhundert später, am 26. Juni 1963, griff US-Präsident John F. Kennedy bei seinem Besuch in der durch eine Mauer geteilten Stadt Berlin auf dieses Motiv zurück und verband dies mit einem berühmt gewordenen Satz:

Vor zweitausend Jahren war der stolze Satz, den ein Mensch sagen konnte: Civis Romanus sum. Heute ist der stolze Satz, den jemand in der freien Welt sagen kann: Ich bin ein Berliner.

Eine Fernsehserie

Kennen Sie die Politserie *The West Wing*? Dort führt ein fiktiver US-Präsident in der dritten Folge (von 1999) hinsichtlich von Vergeltungsmaßnahmen nach einem Terrorangriff gegen US-Bürger aus:

Did you know that two thousand years ago, a Roman citizen could walk across the face of the known world, free of the fear of molestation? He could walk across the earth unharmed, cloaked only in the protection of the words ‘Civis romanus’ – ‘I am a Roman citizen’. So great was the retribution of Rome, universally understood as certain, should any harm befall even one of its citizens.

Biblische und außerbiblische Texte

Der theologische Gehalt der Frage des Apostels Paulus „*Dürft ihr jemand, der das römische Bürgerrecht besitzt, geißeln, noch dazu ohne Verurteilung?*“ ist wohl eher gering. Interessant ist diese Bibelstelle aber trotzdem, denn die Bedeutung der Frage und die bestürzte Reaktion der römischen Soldaten in dieser biblischen Geschichte werden dann voll verständlich, wenn wir mit der Rede Ciceros gegen den korrupten Politiker Verres einen außerbiblischen Text hinzuziehen. Und noch interessanter wird es, wenn wir die moderne Rezeption des hinter dieser Bibelstelle stehenden Gedankens betrachten.

Nehmen Sie sich am 29. Juni, dem Gedenktag des Apostels Paulus, doch einfach mal Kapitel 22 der Apostelgeschichte vor, lesen Sie dazu etwas in Ciceros Reden gegen Verres und schauen sich bei YouTube die Ansprache Kennedys und die genannte Szene aus der Serie *The West Wing* an...



Bild: Henry John Temple, 3. Vizegraf Palmerstons (1784-1865), um 1844, John Partridge (1789-1872). Aus Wikimedia Commons



Der mutige Mut

VON RAIMUND HEIDRICH



MUT HAT MANCHMAL DEN Beigeschmack von egozentrischem Heldentum, eitler Männlichkeit und geschwellter Brust, von Kampf- und Kriegsgerede, davon, dass man sich, ohne groß nachzudenken, in den Kampf stürzt, mit „Heldenmut“ sozusagen.

Was aber steckt hinter mancher lauten Großmäuligkeit, Aufgeblasenheit, Ruppigkeit, hinter Dazwischenreden und Besserwisserei? Tarnen sich hier nicht Unsicherheit, Angst und daraus resultierende Aggression als angeblich vorbildhafter Mut? Man spielt Stärke vor, die man gar nicht hat. Ist man eventuell zu bequem, um sich zunächst einmal sachkundig zu machen? Handelt es sich dann doch

cher um unverantwortlichen Übermut oder alberne Mutproben?

Echter Mut ist anspruchsvoll. Echter Mut bleibt besonnen und bescheiden, nimmt sich Zeit nachzudenken, die Lage zu beurteilen, sich zu informieren, sachkundig zu machen, sich Gegenargumenten zu stellen und vor allem selbstkritisch zu sein. Dazu gehört auch bereit zu sein zur mutigen Selbstkorrektur.

Dann mag eine Entscheidung heranreifen. Es wird darum gehen, den rechten Zeitpunkt zu erspüren, zu reden oder zu schweigen, noch zu warten oder das Wagnis einzugehen, sich doch schon jetzt zu entscheiden. In diesem sorgfältigen Prozess muss man Zwischentöne wahrnehmen können,

aber auch dann doch abwägen, nichts verschleppen und zu einer Entscheidung kommen. Und dann gilt es, transparent Rechenschaft abzulegen – mit Mut, gerade wenn Widerspruch zu erwarten ist.

Und wenn es zunächst nur zu einem „Teil-Mut“ langt? Dann sollten wir nicht zu eitel sein und mutig den ersten kleinen Schritt schon einmal gehen. Das ist besser als auf den großen Schritt einfach nur zu warten (der vielleicht nie kommt, warum auch immer).

Und wenn der zur Debatte stehende Sachverhalt auch noch so schwierig sein sollte, so helfen Flucht, Mutlosigkeit und Resignation nicht weiter. Eine grundsätzliche Hoffnungsperspektive verhindert den Absturz. Dann ist der Beistand von guten Freunden, die uns solidarisch immer wieder Mut zusprechen, so notwendig!

Und wenn wir trotz allen mutigen Einsatzes scheitern sollten? Dann hilft eine Besinnungspause weiter. Wir dürfen uns dann nicht selbstquälerisch zermartern. Nach einer guten Weile steht dann aber eine selbstkritische Reflexion an, am besten gemeinsamen mit empathischen und sachkundigen Freund*innen. War das bisherige Vorgehen ein Irrweg, oder ist ein neuer Anlauf sinnvoll? Oder muss ich mein Vorhaben zwar für lange Zeit aufschieben, aber kann gewiss sein, dass meine Ziele trotz allem richtig waren und sind? „Die Hoffnung stirbt zuletzt.“

Und wenn der mutige Einsatz zu einem Erfolg geführt hat? Dann sollten wir ihn feiern, unbedingt, auf jeden Fall! ■

Raimund Heidrich ist Mitglied der Gemeinde Dortmund

Leserbrief zum Artikel „Jesus von Nazareth - der politische Mensch“ in *Christen heute* 2025/ 4:

ES IST RICHTIG ZU SAGEN, DASS DIE Sadduzäer „eindeutig konservativ orientiert“ waren, denn sie akzeptierten nur die Thora und lehnten jede weiterführende mündliche Tradition ab; deshalb akzeptierten sie auch nicht die Vorstellung von einem Leben nach dem Tod, lehnten jeden Engelsglauben ab und erwarteten eben auch keinen Messias, weil von dem in der Thora nicht die Rede ist.

Sie waren aber besonders auch politisch konservativ, da es ihnen um den Erhalt des Status quo ging, weil sie nur so ihre eigene Machtposition bewahren konnten, wozu auch gehörte, dass sie sich mit den aktuellen Machthabern arrangierten.

Ich halte es jedoch für irreführend, auch die Pharisäer als konservativ zu bezeichnen („konservative Auslegung der schriftlich manifestierten Ordnung“). Dem widerspricht auch, dass der Artikel kurz vorher von der Flexibilität der Pharisäer spricht. Sie konservierten gerade nicht die Thora, sondern bauten den sogenannten Zaun um das Gesetz, indem sie auf neue Probleme neue Antworten entwarfen und so die Thora fortentwickelten.

In dieser Haltung der Offenheit waren die Pharisäer später dann (nach 70 n. Chr.) maßgeblich als die Rabbinen am Überleben des Judentums bis in unsere Zeit beteiligt. Dies ist die herausragende Leistung der Pharisäer/ Rabbinen.

Gustav Venth
Kaufbeuren, StD i. R.
(Latein/katholische Religion)

Zum April-Monatsthema „Mahlgemeinschaft“ erhielten wir diese Zuschrift:

AM 29. MÄRZ 1985 WURDE IN HANNOVER die „Vereinbarung über die

gegenseitige Einladung zur Teilnahme an der Feier der Eucharistie“ unterzeichnet. Am Dienstag, dem 25. März 2025, wurde in der Kölner Antoniterkirche eine „Ökumenische Eucharistiefeier zum Fest der Verkündigung des Herrn“ mit evangelischen und alt-katholischen Christen gefeiert. Fast (quasi) am 40. Tag der Unterzeichnung.

In der Ausgabe zur Mahlgemeinschaft wird diese Vereinbarung nicht zur Kenntnis genommen. Einige alt-katholische Gemeinden wie Erfurt feiern ihre Gottesdienste in evangelischen Kirchen. Sollte dort nicht erst recht an die Vereinbarung durch einen gemeinsamen Mahlgottesdienst erinnert werden? In anderen Gemeinden gibt es vielleicht auch evangelische Gemeinden in der Nachbarschaft, wo dies gefeiert werden kann.

Günter Pröhl
Gemeinde Köln

Leserbrief zum Artikel „Anmerkungen zum Nahost-Konflikt“ in *Christen heute* 2025/ 5:

FRAU NIENTIEDT SIEHT DIE SITUATION im Westjordanland als Ergebnis von Kriegen, welche die umliegenden arabischen Staaten losgetreten hätten. Das stimmt so, wie sie es darstellt, nicht.

Israel hat den Sechstagekrieg im Juni 1967 begonnen, als es arabische Nachbarländer in einer Überraschungsaktion angegriffen hat. Israel eroberte und besetzte das Westjordanland, Ostjerusalem, den Gazastreifen, die Golanhöhen und die Sinaihalbinsel (später an Ägypten zurückgegeben). Israel hat alle okkupierten Gebiete, mit Ausnahme der Sinaihalbinsel, die ja nach internationalem Recht nach drei Jahren zurückgegeben werden müssen, entweder sich einverleibt (Golan und Ost-Jerusalem) oder es strebt eine Annexion an, wie im Fall

des Westjordanlands, oder es zerstört sie, so wie den Gazastreifen. Auch alle 260 Siedlungen im Westjordanland sind illegal errichtet und verstoßen gegen das Völkerrecht. Palästinenser müssen nun zusehen, wie ihre Heimat immer mehr zerstückelt und gestohlen wird. Ohne den Kolonialismus Israels und die dadurch entstandene Entrechtung der rechtmäßigen Bewohner des Landes gäbe es vermutlich weder Widerstandsbewegungen noch Terroranschläge.

Ich brauche nicht von Narrativen der Hamas-Propaganda beeinflusst zu sein, um zu sehen, dass es bei Israels Vorgehen längst nicht mehr nur um Verteidigung geht, wenn für einen getöteten Israeli mindestens fünfzig Palästinenser getötet werden und ein ganzes Volk vertrieben und enteignet wird.

Hätte die Autorin das erlebt, was ich im Laufe von 40 Jahren im Westjordanland erlebt habe (ich war 47 Mal dort), würde sie anders urteilen. Ich habe selbst den Terror der israelischen Besatzungsarmee im Flüchtlingslager Deheishe erlebt und bin gerne bereit, die Bilder und Videos von Tötung, Folter, Verwüstung, Verschleppung und traumatisierten Kindern mit ihr zu teilen. Aber das würde ja ihre Sicht in Frage stellen.

Frau Nientiedt vergisst, dass sich auch Israel an internationales Recht halten muss. Warum darf es dieses Recht ständig ungestraft brechen? Nun, es ist deutsche Staatsräson, darüber nicht zu reden. Ohne Gerechtigkeit für alle kann es aber keinen Frieden geben.

Georg Spindler
Bad Reichenhall-Teisendorf



27.-29. Juni	Dekanatstag des Dekanats Mitte
28. Juni	Dekanatstag des Dekanats Nord Hamburg
6.-11. Juli	Kurs Old Catholic Theology: „Faith, History and Praxis“ Utrecht/NL (s. Kurz und bündig)
11.-14. Juli	Tage der Einkehr mit dem Thema „Beschenkt. Die Kraft der Dankbarkeit“, Doetinchem/NL
13.-18. Juli	Kurs Ecumenical Catholicity: „The Old Catholic Witness“ Utrecht (s. Kurz und bündig)
25.-29. August ◀	Internationale alt-katholische Konferenz für Theologie Kloster Hejnice (Tschechien)

30. August, 14 Uhr

Verabschiedung von Pfarrer Ralf
Staymann in den Ruhestand, Koblenz

26.-27. September

150 Jahre Bonner Unionskonferenzen
Tagung in Bonn

1.-5. Oktober

Internationales Alt-Katholisches Forum
Pisek/Tschechien30. Oktober –
2. November**baf-Jahrestagung**
Neustadt an der Weinstraße

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◀ gekennzeichnet. Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden: termine@christen-heute.de. Diese und weitere Termine finden Sie unter www.alt-katholisch.de/meldungen/termine.html.

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für Christen heute

Herausgeber
Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Erscheinungsweise
monatlich

Redaktion
Gerhard Ruisch (verantwortlich)
Sommerberg 12 a, 79256 Buchenbach
E-Mail redaktion@christen-heute.de
Internet www.christen-heute.de

Verlag und ©
Alt-Katholische Kirchenzeitung, Bonn.
Nachdruck nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Vertrieb und Abonnement
Christen heute
Gregor-Mendel-Straße 28, 53115 Bonn
Telefon 02 28 / 23 22 85
E-Mail christen-heute.versand@alt-katholisch.de

Termine
E-Mail termine@christen-heute.de

Abonnement
Inland 26,00 € inkl. Versandkosten
Ausland 33,00 €

Design, Satz und Bildbearbeitung
John L. Grantham

Fotomaterial
Alle Fotos von Flickr.com, Pixabay, pxhere
und Wikimedia Commons werden soweit
nicht anders gekennzeichnet unter der *Creative Commons License* (CCL) für nicht-kommerzielle Zwecke eingesetzt.

Druck
Druckerei & Verlag Steinmeier
Deiningen
Web www.steinmeier.net
Die Druckerei arbeitet mit Öko-Farben und
Öko-Strom aus 100 % Wasserkraft.

ISSN
0930-5718

Nachrichtendienst
epd, KNA

Redaktionsschluss
der nächsten Ausgaben
2. Juni, 2. August, 2. September

Nächste Schwerpunkt-Themen
Juli-August Beziehungen
September Freiheit
Oktober Kirche und Politik

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe
nicht länger als 2.500 Zeichen mit Leer-
zeichen sein sollten! Die Redaktion behält
sich Kürzungen vor.

Redaktioneller Hinweis
Christen heute ist ein Forum von Lesenden
für Lesende. Die in *Christen heute* veröffent-
lichten Texte und Artikel sowie die Briefe
von Leser:innen geben deshalb nicht un-
bedingt die Meinung der Redaktion oder der
alt-katholischen Kirche wieder.

**Bitte wenden Sie sich in allen Fragen zum
Abonnement an den Vertrieb, nicht an die
Redaktion!**

*Hintergrundbild: Darstellung
des hl. Antonius. Midjourney mit
Prompt von John Grantham*

„DAS ZITAT“
Alles, was in den Geboten Gottes
dir schwer scheint, wird leicht und voll
Wonne, wenn du die Liebe hast

ANTONIUS VON PADUA (1195–1231)
KIRCHENLEHRER, ERSTER LEHRER DES FRANZISKANERORDENS
GEDENKTAG AM 13. JUNI



Längere Arbeitszeiten schaden

DIE PLÄNE DER NEUEN BUNDESREGIERUNG zur Arbeitszeit sind nach Erkenntnissen der gewerkschaftsnahen *Hans-Böckler-Stiftung* ungeeignet, das Wirtschaftswachstum langfristig zu stärken. Vorhaben der Koalition aus CDU, CSU und SPD, die Höchst-arbeitszeit wöchentlich statt pro Tag zu regeln und Überstunden finanziell attraktiver zu machen, seien aus zwei Gründen nicht geeignet. Zum einen könne „eine Deregulierung der täglichen Arbeitszeit bestehende gesundheitliche Probleme in der Erwerbsbevölkerung verschärfen“. Zum anderen bestehe die Gefahr, dass eine Ausweitung der Erwerbsarbeitszeit die Vereinbarkeit von Beruf und Familie weiter verschlechtere. „Damit dürften die im Koalitionsvertrag formulierten Ideen wirtschaftlich eher kontraproduktiv wirken“, kritisierte die Stiftung. Zu den Gesundheitsrisiken gehörten etwa psychosomatische Beschwerden, Herz- und Kreislauferkrankungen, Magen-Darm-Beschwerden oder Schlafstörungen.

Durchbruch bei Parkinson erwartet

WISSENSCHAFTLER UND MEDIZINER machen Mut: Die Parkinson-Forschung steht an der Schwelle zu einem Durchbruch. Es gebe neue und vielversprechende Ansätze bei der Frühdiagnose und Therapie der Nervenkrankung, erklärten Vertreterinnen und Vertreter der *Deutschen Gesellschaft für Parkinson*. Die Präsidentin der Fachgesellschaft, die Tübinger Neurologin **Kathrin Brockmann**, sagte, die Forschung sei dem großen Ziel einer Therapie, die den Krankheitsverlauf verlangsamt oder sogar stoppt, deutlich nähergekommen. Bei

einem neuen Medikament gebe es die Hoffnung, dass ein krankmachendes Eiweiß, das die Nerven im Gehirn zerstört, an der Verbreitung gehindert und abgebaut werden könne. Die Göttinger Neurologin **Brit Mollenhauer** sagte, die aktuellen Fortschritte machten die Entwicklung solcher Therapien in den nächsten ein bis zwei Jahrzehnten realistisch.

Auch bei psychisch Kranken gilt der Patientenwille

DER BUNDESGERICHTSHOF HAT den Patientenwillen psychischer kranker Menschen gestärkt. Wenn diese in einer wirksamen Patientenverfügung eine ärztliche Zwangsbehandlung verboten haben, dürfe ein Gericht sich nicht über den Patientenwillen hinwegsetzen und die Zwangsmaßnahme wegen fehlender „rationaler Überlegung“ dann doch noch genehmigen. Damit bekam eine Frau aus Dresden recht, die seit 2021 wegen ihrer paranoiden Schizophrenie mehrfach in der geschlossenen Psychiatrie untergebracht war. In einer Patientenverfügung vom September 2022 lehnte sie die Einnahme von Neuroleptika und Antidepressiva zur Behandlung ihrer Erkrankung ab; trotzdem genehmigte das Landgericht eine Zwangsbehandlung. Der BGH entschied, dass diese die Frau in ihrem Recht auf körperliche Unversehrtheit und Integrität verletzt habe.

Skepsis über Ankündigung von großer Pflegereform

DIE ANKÜNDIGUNG EINER GROßEN Pflegereform im Koalitionsvertrag von Union und SPD stößt bei der Präsidentin des *Deutschen Caritasverbands*, **Eva Maria Welskop-Defaa**, auf Skepsis. „Es wäre vermutlich richtiger gewesen, nicht von einer ‚großen Reform‘, sondern von ‚großen

Anstrengungen‘ zu sprechen“, sagte sie. „Es geht darum, mit einem gewissen Maß an Tatkraft, aber auch mit langem Atem, strategisch klug eine Baustelle nach der anderen so abzuarbeiten, dass das, was man am Anfang regelt, zu dem passt, was man dann vielleicht erst in ein oder zwei Jahren anpassen kann.“ Und weiter: „Grundsätzlich glaube ich, es ist gut, nicht in Aktionismus zu verfallen, sondern in Ruhe zu schauen, wie die verschiedenen Einzelthemen in einer logischen Folge bearbeitet werden können.“ Allerdings sei auch klar, dass es „ganz dringenden Handlungsbedarf“ gebe.

Debatte über Sonntagsöffnung hält an

DIE DEBATTE UM EINE LIBERALISIERUNG der Öffnungszeiten von Geschäften am Wochenende reißt nicht ab. Der Präsident des *Handelsverbands Deutschland*, **Alexander von Preen**, wünscht sich mehr Flexibilität zum Einkaufen an Sonntagen. „Kommunen und Händler sollten frei entscheiden können, an welchen Sonntagen sie öffnen wollen“, sagte er. Die evangelische Kirche hielt dagegen: „Der gesetzlich garantierte Sonn- und Feiertagsschutz sorgt für den Erhalt der Gesundheit durch Erholungszeiten, für die Pflege des Familienlebens und von Freundschaften sowie für die Möglichkeit, gemeinschaftlichen Tätigkeiten in Vereinen, Verbänden, Kirchen und anderen Organisationen nachzugehen“, erklärte ein Sprecher. „Wenn jeder Unternehmer selbst entscheidet, an welchem Sonntag er ‚mal aufmacht‘, wäre der gemeinsame Sonntag und damit die Sonntagsruhe faktisch erledigt.“ ■



Ethik in einer absurden Spirale

VON FRANCINE
SCHWERTFEGER



„**D**ROHNEN SIND IM HEUTIGEN Kriegsbild das, was der Panzer vor hundert Jahren war: nämlich ein wirklicher ‚Game-Changer‘. So verlautet es aus dem Verteidigungsministerium. Vor zwanzig Jahren war noch eine öffentliche ethische Debatte im Gange und hat in der deutschen Politik bewirkt, auf Drohnen zu verzichten.

Jetzt heißt es aus der Bundeswehr, man habe „diese Entwicklung zu Drohnen verschlafen“ (Generalinspekteur Carsten Breuer). Die billigen munitionstragenden Fluggeräte gelten inzwischen als „überlebenswichtig für Soldatinnen und Soldaten“. Die Ukraine ordert dieses Jahr 4,5 Millionen Kampfdrohnen. Deutschland hat bisher keine einzige und will nun nachholen. Inzwischen geht es um Glasfaser-Spulen-Antrieb, womit das Funk-signal entfällt, mit dem die bisherigen ferngesteuerten Waffen störanfällig waren. Wo führt das alles hin?

Kriegsgegner, Pazifisten, wie sie auch in *Christen heute* zu Wort kamen (z. B. Franz Segbers), wünschen sich zivilen Widerstand in der Ukraine und Verhandlungen. Letztere sind im Gange. Doch Präsident Putin hat kein Interesse daran, nur einen Millimeter von seinen Forderungen zurückzuweichen. Stattdessen setzt er immer mehr Drohnen ein, um Menschen zu töten. Die Ukraine sieht sich in Zugzwang, und das ist ihr nicht zu verübeln.

Die ehemaligen Ostblockländer haben massiv Angst, dass sie die

nächsten sind, die Putins Wahn trifft, das großrussische Reich wieder zu errichten. Die Ukraine wird als letztes Bollwerk gesehen. Wo ist die Ethik nun? Statt Menschen ins Feuergefecht zu schicken, lässt man Drohnen fliegen und schützt so noch Leben?

Auch Deutschland ist längst Ziel von Putins Kriegseifer, so subtil wie Cyberangriffe oder zerstörte Unterseekabel. So können es auch Drohnenangriffe auf deutsche Infrastruktur werden, wenn Putin die Eskalationsstufe anheben will.

Ethik scheint angesichts eines fortschreitenden technologischen Einsatzes durch Ethik-Verächter Luxus. Die Ukraine hat daher diesen Luxus nicht, da täglich Menschen sterben, auch im Inland in drohnenbombardierten Krankenhäusern, Kindertagesstätten und Altenheimen. Wer in Zugzwang kommt, sich besser zu verteidigen, dem kann man leicht sagen: Ergib dich doch, dann herrscht Frieden.

Doch Frieden unter der Knute einer Diktatur ist kein Frieden. Er trägt in sich den Keim zu neuem Unfrieden. Ziviler Widerstand, die

Blockade von Befehlen und Strukturen einer Diktatur, wird bitter bestraft von Machthabern. Märtyrertum, gar Märtyrertod ist offenbar „out“. Folter ist etwas, das zu ertragen man als Pazifist vielleicht zu leichtfertig von anderen wünscht, so wie Christus mit dem Kreuzestod gefoltert wurde. Nachfolge Christi? Es sind besondere Menschen wie Dietrich Bonhoeffer, wie Carl von Ossietzky usw., die die Kraft aufbrachten. Aber es sind nicht alle so stark. Und der Krieg gegen Nazi-Deutschland wurde nicht von Pazifisten gewonnen.

Dennoch bleibt man ratlos zurück, denn immer deutlicher wird nun die Absurdität: Drohnentechnik wird in Zukunft jeden Krieg weiter aufschaukeln – als „Game-Changer“? Dann entscheidet von Geld gekaufte Massenware über Leben und Tod, Diktatur und Freiheit. Könnte man da nicht genauso auf dem Fußballplatz seine Kriege austragen? ■

Francine Schwertfeger ist Mitglied
der Gemeinde Hannover